Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift

für

Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 3. März 1885. Nr. 9.

Soziale Streiflichter auf das öffentliche Rechtsleben und die Litteratur in Rußland.

Von Iwan Parlow.

Zwei geistige Gegensätze, die in andern Ländern durch eine Entwicklung von Jahrhunderten von einander geschieden waren, bekämpfen sich augenblicklich im Schooße der russischen Gesellschaft: der Mystizismus und der Realismus. Der Uebergang von einem zum andern scheint ein so rapider werden zu sollen, daß jene vulkanische Unruhe der Geister bereits eingetreten ist, welche den Sturz einer vergangenen Weltanschauung und das Umsichgreifen einer neuen zu begleiten und die sozialen und politischen Umwälzungen einzuleiten pflegt. „Rußland sammelt sich und bereitet Reformen in solidem abgekürztem Tempo vor" — so lautet das offizielle Schlagwort. Aber innerhalb der Gesellschaft gibt ein dumpfes Grollen, geben elektrische Blitze von dem rastlosen Volksgeist Kunde, der unaufhörlich zur Bewegung ja zur Ueberstürzung antreibt. Im öffentlichen Rechtsleben und in der Litteratur — also auf den beiden Gebieten, wo die Wissenschaft popularisiert wird, führen die Realisten die unbestrittene Herrschaft und beeinflußen das Gewissen der Geschworenen und den Geschmack des Publikums! Was sie auf dem Gebiete der Kunst, besonders der Malerei geleistet haben, gehört nicht in den Rahmen dieser Besprechung. Das öffentliche Gerichtsverfahren ist in den Augen der panslavistischen Reaktion ein öffentliches Aergernis. Seit dem Fall Wera Sassulitsch eifert Katkow in seiner „Moskauer Zeitung" unaufhörlich dagegen, wie er überhaupt alle Reformen des Justizministers Nabokow bekämpft. Je weniger Gelegenheit im öffentlichen Volksleben zum Zusammenplatzen der Geister und Meinungen vorhanden ist, desto begieriger stürzt sich die öffentliche Meinung auf diese wenigen vorkommenden Fälle und so werden Gerichtsverhandlungen, Demonstrationen in den Universitäten und Schulen urplötzlich zu politischen und sozialen Ereignissen. Der im Dezember v. J. zu Ende geführte Prozeß Mironowitsch war eine solche cause célèbre, welche die ganze petersbürger Gesellschaft in Atem gehalten, und sogar ein Echo im wahlverwandten Paris gefunden hat. Eine neue Wissenschaft ist entdeckt, eine realistische Pathologie der Seele, welche die Verirrungen derselben, die sich in der Folge in Thaten ausdrücken, auf natürliche Ursachen d. h. auf eine Störung ihrer Wesenheit zurückführt. Aber nicht nur als Belag für eine neue Phase der physiologischen Psychologie und indirekt für die Jurisprudenz ist der Prozeß merkwürdig geworden. Er wirft auch ein klares Licht auf die Sitten und Auffassungen unserer östlichen Nachbarn.

Mironowitsch hatte in der Armee bis zum Oberstlieutenant gedient; dann wurde er Kommissarius bei der Geheimpolizei. Während seiner Dienstzeit hatte er es verstanden, trotz seiner ausschweifenden Lebensweise sich ein Kapital von 300,000 Rubel zu „machen." Nachdem er seinen wohlverdienten Abschied mit Pension genommen, etablierte er mit seinen ersparten Mitteln eine Pfandleihe und ließ dieses Wuchergeschäft durch einen Juden Namens Becker in einem Hause in der Newski-Perspektive betreiben, und dieser bewohnte mit seiner dreizehnjährigen Tochter Sarah das Geschäftslokal der Pfandleihe als einzige Insassen. In einer Nacht war Becker in Geschäften abwesend und am Morgen fand man Sarah Becker ermordet auf einem Stuhl, während einige Schmuckgegenstände und eine geringe Summe Geldes verschwunden waren. Die größere Masse des vorhandenen Geldes war unberührt geblieben. Der Verdacht der That fiel auf Mironowitsch, und da er sich unmöglich selbst bestohlen haben konnte, so nahm man an, er habe dem Mädchen Gewalt angethan, obgleich die medizinischen Experten den Gewaltakt nicht konstatieren konnten. Während die Untersuchung im Gange war, meldete sich ein Mädchen von zweideutiger Lebensstellung, Namens Semenova und erklärte, daß sie selbst das in Rede stehende Verbrechen begangen habe. Sie beschrieb die Mordthat in allen Details und gab an, daß die gestohlenen Schmucksachen zu einem Hehler nach Helsingfors in Finnland gewandert seien, wo sie auch richtig aufgefunden wurden. Als Motiv zur That gab sie an, daß sie dadurch ihren Geliebten, den Lieutenant Bezach, aus seinen pekuniären Verlegenheiten habe reißen wollen. Bezach und die Semenova wurden verhaftet. Im Verlauf der Untersuchung verwickelte sich letztere indessen so oft in Widersprüche, daß man an ihrem gesunden Menschenverstande zu zweifeln begann. Schließlich wurde vom Untersuchungsrichter diejenige Version ihrer Aussage adoptiert, daß sie in der Absicht zum Rauben zur Sarah Becker, die sie allein wußte, gekommen sei. Als sie geklingelt habe, sei plötzlich der Schrei eines Kindes ertönt. Dann sei Mironowitsch gekommen, habe ihr jene Geschenke gegeben und ihr anempfohlen zu schweigen. Sarah habe röchelnd auf dem Fauteuil gelegen. Die Geschworenen und der Gerichtshof schlossen sich dieser Feststellung der Thatsachen an. Mironowitsch wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken, Bezach zur Deportation nach Sibirien verurteilt; die Semenova wurde freigesprochen.

Die Gerichtsverhandlungen dauerten eine Woche lang und waren stets von der crème der hautevolée, namentlich der weiblichen, besucht. Das Drama des Tages, das sich im Liteinaja-Palast abspielte, fand tausendfache Beschreibung und Kritik in der Presse und erregte das Interesse der öffentlichen Meinung in einer Weise, die selbst nach pariser Maßstab ungewöhnlich zu nennen ist. In Bezug auf die beiden männlichen Helden der Tragödie war das Urteil des Publikums geteilt. Ueber Mironowitsch wurde von den meisten der Stab gebrochen wegen seiner etwas defekten Antezedentien und der Hauptbeweisgrund seiner Schuld wurde in seinem moralischen Curriculum vitae gefunden, das sich für ihn ja zu einer periculum vitae gestaltete. Andere wieder entschuldigten seine Libertinagen, die oft nur das Produkt seiner urwüchsigen Naturkraft seien. Seine vielen illegitimen Kinder habe er stets anerkannt und nur ein wenig gewuchert, um alle versorgen zu können. In seinem Aeußeren erinnert seine gedrungene Gestalt und der durchdringende Blick an den verstorbenen König von Italien, Viktor Emanuel.

Der Lieutenant Bezach, der ebenfalls bei der Geheimpolizei beschäftigt war, ist ein feuriger Slave mit kräftigem Körperbau. Er wurde besonders von der Damenwelt eifrig lorgnettiert, die es wohl verstehen mochte, daß ein gefallenes Mädchen diesen Mann bis zur Raserei lieben konnte und für ihn vor keinem Verbrechen zurückbebte. Leider hatte Bezach ein Jasontemperament; er war seiner Medea längst überdrüssig geworden, und deshalb war die Liebe der Semenova in Haß übergegangen, und zwar in einen alles vernichtenden Haß, wie ihn einst Hekates Tochter fühlen mochte. Sie hatte, wie sie zu allerletzt gestand, das ganze Verbrechen nur angestiftet, um Bezach darin zu verwickeln und so Rache für seine Vernachlässigung nehmen zu können. Deshalb war auch die Selbstdenunziation erfolgt.

Es war daher kein Wunder, daß die Semenova den Gipfel der curiosité, d. i. jener des spannendsten Interesses würdigen Merkwürdigkeit auf ihre Person vereinigte. Eine schlanke Figur mit gefälligen Formen und graziösen — wenn auch oft konvulsivischen Bewegungen, trägt nicht ohne Anmut ein unstätes Haupt mit einem Gesicht, das an und für sich keine Züge der klassischen Schönheit verrät, auf welchem jedoch der wechselnde Ausdruck die frappanten Emotionen im Innern verkünden und das Herz des Beschauers zur unbewußten Teilnahme anmuten. Das rötliche Haar gibt einen seltsamen Kontrast zu den großen lebhaften schwarzen Augen ab, und das rasch auflodernde und wieder verschwindende Kolorit auf den bleichen Wangen unterstützt das angeborene Mienenspiel, an dem eine Sarah Bernhardt Naturstudien hätte machen können. Dabei steht sie unter der Herrschaft einer fortwährenden nervösen Aufregung; sie geht vom Lachen rasch zu Thränen über und spricht gern und viel, bald sentimental, bald cynisch bis zur Naivität. Dem entsprechend ist die Modulation des Organs. Die metallreiche Altstimme, welche das tiefe Mitgefühl zum Ausdruck bringt, geht bei der Schilderung der Nachtseiten der Gesellschaft in jene heisere Härte über, woraus jede Spur von Mitleid verkündender Musik verschwunden ist, und die dem prophetischen Krächzen der Raben vergleichbar ist, der dem Hochgericht der modernen Gesellschaft zufliegt. Es ist dieselbe Tonart, in welcher Louise Michel ihr „Je sens que j'assiste à la fin d'un monde", hervorzischt. Die Semenova ist von guter Herkunft und hat eine gute Erziehung genossen. Sie war geprüfte Lehrerin und hat sogar einen medizinischen Kursus durchgemacht. Aber ihr Wissen und ihre Bildung waren im Mißverhältnis zu ihrem Lebensstand. Sie entbehrte sowohl der sozialen Stellung als auch der materiellen Mittel. Sie gehörte infolge dessen zu dem in Rußland so zahlreichen wissenschaftlichen Proletariat, welches durch den Umstand entstanden ist, daß die intellektuelle Entwicklung Rußlands seiner politischen und sozialen Entwicklung um Jahrhunderte vorausgeeilt ist. Die Logik war auch der Semenova ein wohlbekanntes Instrument, und die Konsequenzen abstrakter Theorien sollten, da sie auf die Beschaffenheit der herrschenden Zustände keine Anwendung gefunden hatten, denselben gewaltsam aufgedrückt werden. Dabei wurde sie ein Opfer ihres Temperaments, ihrer brennenden Sehnsucht nach Glückseligkeit, ihres weiblichen Triebes den Geliebten zu beglücken. Sie sank von Stufe zu Stufe bis zum Verbrechen des Mordes herab. Augenblicklich ist ihr Glücksstern im Steigen begriffen. Die „Novosti" haben sie als Mitarbeiterin aufgenommen, und sie scheint in öffentlicher Wirksamkeit einen Ersatz zu finden für den sinnlichen Genuß einer unbegrenzten Hingabe.

Als ihre Freisprechung erfolgt war, wurde sie mit einem donnernden Applaus des Auditoriums begrüßt. Der Betrag einer sofort angestellten Sammlung wurde ihr in klingender Münze eingehändigt. Reviewer erbaten sich Audienzen; alles umdrängte sie, um sie zu beglückwünschen und jeder wollte ein Autograph von ihrer Hand haben. Keine Primadonna, keine Diva kann größere Triumphe feiern, als der Enthusiasmus des Publikums dieser realistischen Naturmimen darbrachte, welche bei der Erzählung ihres Lebens das Elend der Straße, des Hospitals, der Lasterhöhlen, durch welches sich wie ein roter Faden trotz aller Verzweiflung der Durst zum Leben, zum Lieben, zum Genießen, zum Wirken und Schaffen, zum Erkennen und Wissen fortzieht, in so packenden Zügen schilderte, daß Rührung und eine überwältigende Teilnahme sich auch der mondainsten Herzen bemächtigte.

Die Gründe der Freisprechung müssen eine förmliche Revolution in dem schwerfälligen Apparat der jetzigen Rechtsordnung hervorrufen. Sie bestehen einfach in dem Resumé des Gutachtens, das der Professor der Psychiatrie, Balinski, amtlich abgegeben hat. Es lautet etwa: „Die Semenova ist nicht verrückt, sondern psychopathisch. Die Psychopathie ist eine durch die medizinische Wissenschaft ganz neu entdeckte Krankheit. Die geistigen Fähigkeiten des Individuums, das von ihr befallen ist, scheinen in normalem Gleichgewicht zu sein. Der Psychopath denkt mit Logik; er kann das Gute vom Bösen unterscheiden und seine Thaten beurteilen. Aber er ist entblößt von allen moralischen Begriffen; er denkt nur an sich und kümmert sich nicht um die andern, welche ihm nur als nützliche Instrumente gelten um den Zweck, den er verfolgt, zu erlangen. Für den

Psychopathen gibt es nichts Heiliges. Um seinen Passionen zu genügen, schreckt ihn kein Hindernis ab, kein Ansehen der Person. Er ist ein Egoist, bereit, Alles seiner Phantasie zu opfern, und den nichts interessiert, als was ihn persönlich betrifft. Er sieht nur die Minute der Gegenwart, und um seine Kaprice zu befriedigen, ist er stets bereit bis zum Verderben, bis zum Verbrechen zu gehen. So ist die Semenova ohne jegliches moralische Gefühl Sklavin ihres Verlangens. Der Psychopath ist unheilbar; man darf ihn nicht strafen, denn er ist ein unverantwortlicher Kranker."

Die Psychopathie ist ähnlich dem Fanatismus des Asketen und Fakire ansteckend durch Reproduktion auf die Sinne. Mehrere Frauen und junge Mädchen aus den ersten Gesellschaftskreisen, welche den Gerichtsverhandlungen beigewohnt oder das Protokoll derselben in extenso gelesen hatten, verfielen urplötzlich dem Wahnsinne. In Moskau meldete sich ein junger Franzose, der behauptete, die Sarah Becker ermordet zu haben. Seine Aussagen waren so klar und stimmten mit den Lokalverhältnissen und übrigen Umständen so überein, daß man erkennen konnte, wie täuschend die Phantasie den Eindrücken der Sinne einen Streich gespielt hatte. Alle Vorstellungen seines Geistes waren beim Drama auf der Newski-Perspektive gefangen, obgleich er niemals Petersburg betreten hatte und sein Alibi zweifellos festgestellt war.

Nachdem die gesamte russische Presse wochenlang Kapital aus der Affaire gezogen hatte, begannen die moralischen Betrachtungen über die Unsittlichkeit der Verherrlichung, Idealisierung oder materiellen Ausnutzung des Verbrechens und Lasters. Besonders war es die „Nowoje Wremja", welche gegen den Semenova-Kultus eiferte. Der Direktor derselben, ebenfalls als armer Priestersohn aus dem wissenschaftlichen Proletariat hervorgegangen, erhielt darauf in den „Nowosti" von der Semenova folgende Abfertigung: „Sie sagen ich bin von der Gasse. Das ist richtig, aber auch sie stammen von der Gasse. Ich bin noch immer die arme Gasse; Sie sind jetzt die reiche Gasse. Ich stehle, um meine Launen und Leidenschaften zu befriedigen. Sie stehlen die Gedanken und Ideen anderer, um Glück damit zu machen. Wir sind Beide, jeder in seiner Art, der „Heros unserer Zeit" (der Titel eines bekannten Romans von Lermontof); Sie sind der glückliche Held, ich die unglückliche Heldin. Was ich stehle, gebe ich demjenigen, den ich liebe; die Ideen, die Sie stehlen, entstellen Sie und vernichten Sie. Deshalb vergessen wir unseren Haß und reichen wir uns die Hand, obgleich unsere Wege verschieden sind. Bereichern Sie sich immer fort, aber erinnern Sie sich auch zuweilen der Jahre, wo auch Sie die arme Gasse waren . . . ."

Wenn auch die Unverantwortlichkeit des Individuums, das an einer gestörten Funktion seiner Intelligenz leidet, erst neuerdings durch den Professor Balinski in das Gewand der exakten Wissenschaft gekleidet ist, so beschäftigt sich doch die nationale Romanlitteratur schon länger als zwanzig Jahre mit psychologischen Begründungen menschlicher Handlungen, welche dem Parere jener medizinischen Autorität durchaus konform sind. Die realistischen Werke der Pisemski, Turgeniew, Dostojewski u. a. verkörpern in sich gewissermaßen den russischen Volksgeist, der sich zum Teil noch und immer mit Vorliebe in mystische Träume des Uebernatürlichen wiegt, während er schon durch, nach Hegelscher Logik angestellter, Vernunftexperimente zu einer naturalistischen Anschauung erwacht. Ein überraschender Zug der slavischen Litteratur bleibt es, daß sie die realistische Darstellung noch unter dem vollen Einfluß des Mystizismus gewählt hat. Die radikalen Schulen der Nihilisten verdammen jene Werke, weil sie (nach ihrer Meinung) keine sozialistische Propaganda machen. Sie predigen allerdings nicht den allgemeinen Umsturz; sie halten sogar die übersinnlichen Beziehungen fest und tragen den Glauben an ein ewiges besseres Leben unbewußt auf die Ueberzeugung einer Erneuerung und Besserung des irdischen gesellschaftlichen Lebens über. Und dennoch ist schwerlich jemals etwas geschrieben worden, was den moralischen und sozialen Umsturz — in der Absicht der Erneuerung — so sicher vorbereitet, als diese Bücher. Sie malen die Krankheit, an welcher die russische Gesellschaft leidet, mit einer solchen Wahrheit der Natur, daß dem Leser die dauernde Empfindung derselben anheimfällt. Irre geleitete Gläubige mögen in dem Elend des Volkes eine heilsame und notwendige Weltordnung finden. Starke

Geister mögen daraus einen Antrieb zur Beseitigung derselben, zur Reform der Zustände schöpfen. Aber die Gemüter der großen mittelmäßigen Mehrheit werden dadurch in Unruhe und Unordnung gebracht; es entsteht in ihnen der Konflikt zwischen den angeerbten Neigungen ihrer Rasse und dem Durst nach Thaten, der sich urplötzlich der jungen Generation bemächtigt hat.

Unter den Darstellern der Nachtseiten des Volkslebens steht Dostojewski obenan. Von seiner Popularität zeugt sein Begräbnis am 9. Februar 1881, das sich zu einem nationalen Ereignis gestaltete, bei dem selbst der Hof vertreten war.

Sein erstes Buch war 1846 erschienen, es führte den Titel „Arme Leute", und die armen Leute waren es auch, mit denen sich sein Genius bis an sein Lebensende beschäftigt hat. In der Jugend war er in der Verschwörung des Petraschewski verwickelt und mußte vier Jahre Zwangsarbeit in Sibirien erdulden. „Das Haus des Todes" schildert die furchtbaren Leiden jenes Exils. Durch Erfahrung glaubte er die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß der russische Urwald noch nicht reif für die Freiheitsäxte moderner Aufklärung sei; deshalb sind seine Werke keine Tendenzromane. Dem Liberalismus hatte er den Rücken gewandt; aber sein Herz blieb unverbrüchlich bei den Armen und Elenden, bei den Niedrigen und Verachteten. Deshalb verstand er auch jene Unruhe in den Gemütern der breiten Massen, von denen wir soeben sprachen. Jene Verwirrung der Geister, welche die Gestalt einer kontagiösen Seelenkrankheit anzunehmen schien, — er wußte sie wohl zu deuten. Sie ist nur das äußere Phosphoreszieren der Gesellschaft, in deren tiefstem Schooße sich zwei Welten gegenseitig bekämpfen. Schon Gogol, der realistische Vorgänger Dostojewskis, war ein Opfer dieses Zustandes geworden; er starb mit umnachtetem Geist. Tolstoi, der Verfasser von „Krieg und Frieden", fristet als asketischer Schuhmacher sein Leben. Auch Dostojewski hat fortwährend Anfälle jener Gemütsstimmung zu erdulden, welche ihn in das Mystische zurückziehen möchte, und welche bisher das Erbteil der russischen Rasse war. Er schildert diesen mystischen Schrecken als die schmerzhafteste Furcht vor irgend etwas, das sich nicht genau bestimmen läßt, vor etwas, das man nicht begreifen kann, das nicht in der Ordnung der Dinge besteht, das sich aber sicher in jedem Augenblick verwirklichen kann, wie eine Ironie, die allen Vernunftgründen entgegengeworfen wird. Und dicht neben diesem Hang zu Spekulationen liegt im russischen Volkscharakter als ergänzender Gegensatz die eminente Befähigung, fremde Geistesprodukte sich zu assimilieren, ein durchaus praktischer Sinn, die Lust zur Initiative und die Ausdauer in der Arbeit. Wenn auch nicht der Schlüssel, so ist doch vielleicht die Erklärung zu manchen sozialen Erscheinungen der Neuzeit gefunden. Das Gleichgewicht in den Intelligenzen ist ins Schwanken geraten. Dazu kommt noch die Verzweiflung über die durch äußere Umstände herbeigeführte Nutzlosigkeit aller Anstrengungen. Das Uebermaß der Aufregungen bricht zuletzt die Federkraft des Willens und benimmt die Macht, den durch die Ereignisse gebrachten Chimären, den Verlockungen und Einflüsterungen zu widerstehen. Dieser Zustand ist kein Wahnsinn, denn der Verstand ist gesund. Der Rumpf ist ganz; der Mast steht aufrecht; das Segel weht; das Steuerruder ist zuverlässig; aber die Verbindungsriegel sind zerbrochen. Alle daran Leidenden, alle diese Abgezogenen, welche beim gänzlichen Aufhören der Willensordnung den Sinn für Recht und Unrecht verloren haben, bereiten die soziale Zersetzung vor. Ihre halbe Tollheit macht sie unverantwortlich. Das Mitleid, welches ihre Leiden erwecken, verwirrt die Gewissen und untergräbt die Begriffe des Guten und Gerechten. In solcher Geistesstimmung läßt Turgienew den Artillerie-Lieutenant Teglew einen Selbstmord begehen, weil er daran verzweifelt, ein Napoleon werden zu können. So endet der Neidanow in den „Jungfräulichen Ländern" des Paklin. So ist auch der Verschwörer Verkhowenski beschaffen, den Dostojewski in seinen „Bösen Geistern" jene Klasse mit folgenden Worten schildern läßt: „Die Nihilisten haben immer die Psychopathen jeder Beschaffenheit als die sichersten unbewußten Hilfstruppen gebraucht. Der Lehrer, welcher sich mit seinen Schülern über ihren Gott und ihre Kindheit aufhält, er gehört zu uns. Der Advokat, der einen gut erzogenen Mörder verteidigt, indem er beweist, daß dieser unterrichteter war, als seine Opfer und um Geld zu bekommen, es nicht ohne Mord habe abgehen

können, er ist einer von den unsrigen. Die Schüler, welche einen Bauern töten, um eine Emotion zu haben, sie sind die unsrigen. Der Prokurator, der vor vollem Tribunal zittert, weil er nicht liberal genug ist, er gehört zu uns. Die Geschworenen, welche Schuldige freisprechen, gehören alle zu uns. Die Verwaltungsbeamten, die Litteraten, alles das ist unser. Sie sind zahlreich die Unsern, und sie wissen es selbst nicht. . . .

Das Volk ist berauscht; die ersten Ursachen sind berauscht; die Kirchen sind leer... Dem ersten besten Zerquetschten vom Schicksal oder Exaltierten über das allgemeine Elend geben wir einen beliebigen Auftrag, er greift blindlings zum Dolch oder Dynamit und führt ihn aus und weiß kaum, was er thut. Ergriffen, erweitert sich die Narkosis und macht den Uebergang in das Nichts fast unfühlbar."

In einem andern Roman, „Verbrechen und Züchtigung", schildert Dostojewski die Seelenkämpfe eines armen Studenten, die ihn ebenfalls zum Verbrechen führen. Raskolnikow ist der Typus jener unbemittelten Studentenschaft, welche nicht mit Unrecht glaubt, daß die Zukunft ihr gehöre, weil das Wissen bei ihr ist. Sie ergänzt sich aus den Söhnen von Priestern oder kleinen Kaufleuten, die sich mit einer geringen Zubuße und allerhand Nebenverdienst durchschlagen müssen, — besonders aber aus Bauernsöhnen, deren Anlagen den Bischöfen bei den Visitationen der Volksschulen auffallen. Diese zu Hoffnung berechtigenden Kinder werden dann in ein Seminar gesteckt und nach Beendigung ihrer Vorstudien zum kleineren Teil dem geistlichen Stande, zum größeren Teil und besonders die hellen Köpfe aber den Universitäten übergeben. Mit einem geringen Gnadensold, der oft ganz versiegt, wirft sich nun ein solcher Emporkömmling mit dem ganzen Wissensdurst seiner Rasse auf die Studien und bewaffnet sich mit allem Wissen seines Jahrhunderts. Er erlangt das Vollbewußtsein eines denkenden Menschen und den berechtigten Stolz der geistigen Aristokratie. Das Verlangen nach den Rechten, welche diese gewähren sollte, tritt in ihm hervor und desto furchtbarer empfindet er das materielle Elend, das ihn umgibt. Inzwischen tritt er wieder einmal in die väterliche Hütte, wo der Stumpfsinn und die Unwissenheit fortlebt. Ein Bildungsunterschied von Jahrhunderten liegt zwischen Vater und Sohn; nur das Band der Armut verbindet beide noch, und der Jüngling wird geblendet durch den Kontrast zwischen seiner Befähigung und seiner sozialen Stellung. Die Wissenschaft ist in sein Inneres gekommen, wie durch eine Ueberraschung, ohne vorherige Vorbereitung durch Erziehung und soziale Entwicklung. Er kann seine Familie, er kann die Gesellschaft nicht nachziehen in die Sphären, wo sich sein erhabener Geist am Lichte der Wahrheit sonnen konnte. Nun verfällt er der Leidenschaft der Abstraktion und dem Fanatismus der Logik. Raskolnikow konstruiert sich in diesem Zustande eine soziale Theorie, nach welcher die Menschen ihrer Natur nach in zwei Kategorien zerfallen: die eine, die untergeordnete, umfaßt die gewöhnlichen Menschen, deren einzige Mission ist, Kinder zu machen, um das menschliche Geschlecht zu erhalten. Die andere, die höhere, besteht aus Menschen, deren Genius der Mitwelt etwas Neues zu sagen hat. Die Zwischenabteilungen sind natürlich unzählig, aber die beiden Kategorien zeigen ganz getrennte bestimmte Züge auf. Der ersteren gehören im allgemeinen Sinne die Konservativen an, die Männer der Ordnung, welche den Gehorsam lieben und diejenigen, welche unter ihm leben und es für ihre Bestimmung halten, zu gehorchen und zu dulden. Die zweite Gruppe setzt sich ausschließlich aus Menschen zusammen, die das Gesetz verletzen und nach Maßstab ihrer Mittel zu verletzen streben. Ihre Verbrechen sind relativ natürlich und von verschiedener Tragweite. Die Mehrzahl fordert Zerstörung von dem was ist, im Namen desjenigen was werden soll. Andere wollen nur ein augenblickliches Hindernis wegräumen, das ihnen im Wege steht. Beide aber vergießen Blut und schreiten über Leichen fort im Bewußtsein derselben Idee. . . . Die erste Gruppe ist immer der Herr der Gegenwart; die zweite Gruppe ist der Herr der Zukunft. Analog dem ist in den Büchern des Neuen Testaments zu lesen: der erste, der natürliche Mensch ist Sklave; aber der wiedergeborene d. h. geistig erweckte Mensch ist der Herr des Himmels und der Erde. Der eine konserviert die Welt und vervielfältigt ihre Bewohner, der andere bewegt die Welt und führt sie ihrem Endzweck zu. Beide haben absolut dasselbe Recht zur

Existenz. Daher lebe der ganz entfesselte Kampf ums Dasein! — — bis zum neuen Jerusalem, wohlverstanden!

Von Theorie zu Theorie steigt Raskolnikow zu der Erwägung herab, wie dieselben praktisch auszuführen seien, und wie die abstrakte Idee auf den konkreten Fall seines eigenen Geschickes anzuwenden sei. Aeußere Umstände stürmen auf ihn ein, — er hat eine kranke Mutter und Schwester zu ernähren. Auf der einen Seite nagt die Verzweiflung eines unbefriedigten Ehrgeizes, auf der andern der Hunger und das nakte Elend. Er kommt auf den Gedanken, daß er zu jener ersten Kategorie von Menschen gehöre, welche zu Herren oder Sklaven prädestiniert sind und sich nicht aus dem Schlendrian der gewöhnlichen Ordnung erheben können. Er beginnt sich selbst zu verachten. Nur außergewöhnlichen Menschen ist alles erlaubt, und weiter fragt er, welches Zeichen tragen die Erwählten der Natur an sich? „Die Kühnheit! Nur der, welcher zu töten wagt, ist ein Mann in der wahren Bedeutung des Wortes." Es bietet sich ihm eine leichte Gelegenheit einen glänzenden Raub zu begehen, wenn er nicht davor zurückbebt, die alte Pfandleiherin Alena Iwanowna zu ermorden. In einem Café hört er zwei junge Offiziere sich über dieselbe unterhalten, welche der Ansicht sind, es sei eine Wohlthat die Welt von diesem stupiden, wuchernden Scheusal zu befreien. Dieser Ausspruch wird begierig von seiner Sophistik aufgenommen. „Was wiegt in der sozialen Ordnung ein Menschenleben", — ruft er aus. Ein Alexander, ein Cäsar schreckten vor dem Mord so wenig zurück als ein Marius, ein Sulla und nicht jedem ist es vergönnt, seine Mordwaffe mit Myrtenzweigen zu umkränzen, wie es Harmodius und Aristogiton gestattet war. Fasziniert vom täglich wachsenden Elend, nehmen seine geistigen Funktionen eine automatische Weise an. Von Grübeleien gehen sie zu Träumen, zu Halluzinationen über. Er steht bereits unter der Herrschaft des zu begehenden Verbrechens; er ist nicht mehr Herr seiner selbst; er kann nicht mehr zurück. Unaufhörlich wiederholt sich das Drama vor seinen Gedanken und er fühlt urplötzlich, daß er keinen freien Willen, kein freies Urteil mehr hat. Die Fatalität seiner Geisteskrankheit zieht ihn zum Morde, — unerbittlich wie das Verhängnis in der griechischen Tragödie.

Das ist die Psychopathie.

Welcher Art auch die Geisteskrankheiten eines Zeitalters sein mögen und wie verschieden auch der formelle Rechtsstandpunkt der Gesellschaft sein mag, welche ihnen gegenüber Stellung zu nehmen hat, so bleibt doch der Kausalnexus zwischen den sozialen Zuständen und den sozialen Krankheiten ein augenscheinlicher. Der Professor Balinski hat versucht, eine wissenschaftliche Analyse der Psychopathie zu geben und ihre Diagnose zu stellen. Der Soziologe wird den Ursprung der Krankheit zu ermitteln haben, von der oft unbewußt ganze Gesellschaftsklassen ergriffen sind. Die Physiologie der Gesellschaft ist auch ihre Leidenskunde. Wir finden das Wachsen der Reichtümer in wenigen Händen und das Wachsen der Not in den breiten Massen. Wir finden überall eine Negation der Prinzipien, welche bis dahin die Weltanschauung maßgebend beeinflußt hatten. In den höheren Ständen ist diese Negation und Skepsis das Produkt der Indifferenz und Blasiertheit; aber in den unteren Klassen sind Negation und Skepsis das Produkt einer alles zersetzenden Kritik, welche vor keinem Problem zurückschreckt. In den höheren Klassen in Rußland herrscht sittliche Verwilderung und in allen Berufsständen eine fast privilegierte Korruption. Dazwischen macht sich panslavistischer Chauvinismus und byzantinischer Fanatismus der Autokratie geltend. Die unteren Klassen beginnen aus dem dumpfen Hinbrüten in den Zustand der Gährung zu gelangen. Noch weiß der Bauer nicht, wie er seine Emanzipation praktisch verwerten kann. An Stelle der Grundherrn ist der Ispravnik mit einem Heer von Unterbeamten und Schreibern getreten, welche die Selbstverwaltung wieder illusorisch machen. Aber das Gefühl der Selbstständigkeit beginnt sich mächtig zu entwickeln und damit auch die Selbstständigkeit des Denkens. Eine vermittelnde Stelle, und der eigentliche Ferment des Prozesses, den Rußland durchzumachen hat, besteht in jenem wissenschaftlichen Proletariat, das wir oben geschildert haben. Dasselbe bildet die Baumschule der Intelligenz, aus welcher alle epochemachenden Elemente der Zukunft sich ergänzen müssen.

Mit dem Industrie- und Agrarproletariat West-Europas teilt es das gleiche Geschick der Armut und des Elends. Aber es schwingt in seinem wachsenden Arm die Waffe der Wissenschaft und Logik, welche den Willen und die Zuversicht bekunden, die Psychopathie sowohl zu beseitigen, als auch die Ursachen, aus welcher sie entsprungen. So fällt die Theorie des ewigen Werdens zusammen mit der Identität der Widersprüche! —

Zenobia-Ziegler

am Hoftheater in München am 6. Februar 1885.

In unserer an Dramen großen Stils so armen Gegenwart hat sich Dr. Wilhelm Buchholz durch seine treffliche Umarbeitung von Jul. Leop. Kleins „Zenobia" das doppelte Verdienst erworben, nicht nur einen eigengearteten Dichter der Vergessenheit entrissen, sondern auch der Bühne ein bedeutendes Stück, das bei seiner ersten und einzigen Aufführung am 25. März 1846 (mit Musik von Hennings) im Berliner Schauspielhause ein klägliches Fiasko erlebte, wieder gewonnen zu haben.

Das Drama steht und fällt mit dem Charakter der Zenobia, der vom Bearbeiter aus einem episodischen Scenenchaos kernhaft ausgeschnitten, nunmehr ins volle Licht gesetzt ist.

„Der Erfolg," sagt Emil Peschkaa, „wird um so größer sein, je geistig bedeutender die Heroine ist, in deren Händen die Partie liegt". Man wird nicht fehl gehen, wenn man diese Worte auf Frau Klara Ziegler deutet.

Sie hat denn auch jene Prophezeihung vollauf erfüllt. Hat sie deshalb auch alle Bedenken zum Schweigen gebracht, die man gegen das Stück und dessen Hauptcharakter einwenden kann? — Nein! — Und doch ist gerade Frau Ziegler die denkbar vorzüglichste Interpretin dieser titanischen Gestalt. — Heroismus spricht schon allein aus dieser imposanten Gestalt und aus dem flammenden Auge, ihre Miene ist geistige Ueberlegenheit. Muß uns aber auch dieser Heroismus deßhalb sympathisch berühren, uns zu sich emporziehen durch persönliches Interesse? — Nein! Kaum daß er unserer kalten Bewunderung sicher ist. — Ganz natürlich! — Nicht als ob ein Weib nicht heroisch sein könnte — aber die Natur in ihm muß heroisch sein und dieser Heroismus muß ein weibliches Aeußere tragen. Zenobia ist von einer maßlosen, durch unbeugsamen Willen forcierten Vaterlandsliebe durchdrungen. Vaterlandsliebe ist vorherrschend eine männliche Tugend, und sie erstarkt nur in dem Bewußtsein der physischen Kraft. Zenobia setzt Wille für Kraft, und daß sie dabei selbstbeobachtend verfährt, raubt ihrem Heroismus vollends die weibliche Grundlage, die Naivität. Das weiblich heroische Weib handelt nur aus Gefühl. — Spreche ich also der Zenobia jede Empfindung ab? O nein! Aber ich sage, sie bleibt zu latent, der Gefühlsinhalt lebt sich nicht aus. — Freilich hat unsere Heldin, die sich über ihre Umgebung weit erhob, in ihrer Isoliertheit keine Gelegenheit, Vertraute zu machen. Sie ist unnahbar. Aber diese Unnahbarkeit erkältet unser Interesse. — Solche Charaktere im Drama müssen durch „lautes Denken" in Monologen den Zuschauer ins Vertrauen ziehen, wenn er sympathisieren soll. Klein hätte uns durch intimere Gestaltung einzelner z. B. Familienszenen seine Zenobia menschlich näher bringen können; merkwürdig, daß er hierin seinem Vorbilde Shakespeare nicht gefolgt. —

An diesem Punkte muß ich unwillkürlich an die Franzosen denken, — nicht um sie als Muster anzuführen; denn sie haben ihren dramatischen Instinkt in Bezug auf Sympathie zu raffiniert ausgebeutet. Natürlich ließen sie sich in einer Zeit, da man auf tragische Stoffe ausschließlich aus dem Altertum förmlich Jagd machte, dieses Sujet nicht entgehen. Aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts besitzen wir allein vier Tragödien „Zenobie". Neben der Vaterlandsliebe geht die geschlechtliche Liebe als Hauptmotiv einher. —

Der erste Autor, ein gewisser Aubignac führt drei Liebhaber der Zenobia ein, die sich um die Wette in ihre Gunst schmeicheln. Zuerst zwei Prinzen, die dann als Heerführer fallen, um dem Kaiser Aurelian ihren Platz im Herzen der Zenobia zu überlassen. Zenobia ist auch dem Dritten gewogen, und nur auf den eingeflüsterten Verdacht hin, als würde sie nur geködert, um im Triumph fortgeführt zu werden, tötet sie sich selbst. Aurelian schließt das Stück mit den Worten:

Immolons á ses manes par justice, celui qui l'a perdue et par amour, celui qui ne l'a pas sauvée. —

Sicher geben wir unserer Zenobia den Vorzug — wenn wir auch ihre einsame Größe nur von ferne anstaunen. — Ungern vermissen wir ein Abwägen der Leidenschaften, das dramatische Leben in Annäherung und Entfernung der Charaktere unter einander. Und doch fesselt uns der große einheitliche Zug, zumal in der Darstellung der Frau Ziegler. Sie gab die stolze, überlegen-selbstbewußte Herrscherin in den ersten Akten mit würdevoll-gebietender Majestät, in den letzten mit resignierter Haltung. Selbst die Eigenschaften, die man der Künstlerin oft als Fehler angerechnet, gereichen der Kleinschen Zenobia zum Vorzug: die kalte Leidenschaft und der überrechnende Affekt, mehr plastisch-dynamisches Aeußere, als seelenvolle Innerlichkeit. Wenn Frau Ziegler diese Rolle in ihr stehendes Gastspielrepertoire aufnimmt, wird sie dem Dichter und sich selbst allenthalben große Anerkennung verschaffen.

Ludwig Mayr.

Die goldene Schmiede.

Münchener Novelle von M. G. Conrad.

(Schluß.)

Joseph trat an seine Bücherei und zog einen schweren Folianten heraus. Nach einigem Blättern „Da, lies! Oder gestatte, daß ich dir vorlese, weil es dem Theologen wohlansteht, dem Philosophen das Leben so bequem als möglich zu machen: Da es Mode geworden war, den Namen der geliebten Person auf ein noch warmes, eben erst aus dem Ofen gekommenes Milchbrötchen zu schreiben, weil der Aberglaube einem solchen, wenn es von der bezeichneten Person verspeist wurde, die Kraft andichtete, Gegenliebe zu erwecken, so verordneten die kirchlichen Obern von Paris u. s. w. Du siehst, wir sind gegen jede Anklage gewappnet!"

„Habe ich auch gewußt, lieber Joseph; ich wollte dich nur ein wenig necken, weil ich dich so gedankenschwer brütend im Großvaterstuhl fand."

„Ich habe in der That heute keinen guten Tag."

„Darf ich so indiskret sein, zu erraten warum?"

„Setz' dich an meiner Stelle in den Großvaterstuhl und sei so indiskret wie möglich! Doch laß dich zuvor umarmen, braver, trauter Junge!"

„Du hast darüber nachgesonnen, welchen Namen du im gegebenen Fall auf das warme Milchbrötchen schreiben würdest . . . ."

„Sündhafter Schelm!" drohte Joseph, sich auf die Armlehne setzend und seinen Arm um den Nacken des philosophischen Freundes schlingend. „Hast du mein neuestes Bild schon gesehen?"

„Das wievielte in der Reihe?"

„Das Dutzend ist jetzt voll. Dies ist aber in der That ein Kunstwerk von entschiedenem Wert und keine wohlgemeinte Stümperei, die man nur um des Spenders willen nicht ablehnen mag."

Ernst Gurlinger griff nach dem Bilde: „Sag' um der Spenderin willen. Wahrhaftig, sehr feine Leistung und sprechend ähnlich. Wieviele Sitzungen hast du daran gewendet?"

„Keine einzige. Das Bild ist offenbar nach meiner neuesten Photographie bei Stuffler gemacht. Künstler und Spender sind mir gleich unbekannt . . . ."

„Ich muß dich wieder korrigieren. Man sagt: Künstlerin und Spenderin!"

„Wie du befiehlst. Ich habe das Werk heute früh anonym zugestellt erhalten."

„Du hast keine Ahnung?"

„Was wollen Ahnungen besagen, wenn man nach Gewißheit verlangt?"

„Ahnungen weisen oft auf den Weg, der zur Gewißheit leitet."

„Offen gestanden, die ganze Bildermanie fängt an, mir unerträglich zu werden. Das Dutzend ist, wie gesagt, jetzt voll. Meine Beichtkinder haben wie auf Verabredung mir mein Porträt nun in allen möglichen und unmöglichen Saucen serviert, in Kreide, in Pastell, in Oel, auf Leinwand, auf Glas, auf Pappendeckel. Es ist lächerlich. Es ist auch unwürdig."

„München ist Kunststadt, darin muß sich auch der Geistliche, der beliebteste Prediger und Beichtvater der Damenwelt zumal, in christlicher Geduld fügen."

„Spotte nicht! Es wird wirklich zu bunt. Das nächste Bild wird unbarmherzig zurückgewiesen. Da sieh her: drei Briefe allein mit der heutigen Post, wovon zwei mich mit der ewigen Bettelei um eine Sitzung oder wenigstens um Ueberlassung einer speziell aufgenommenen Photographie in einer bestimmt bezeichneten Pose quälen."

„Und der dritte Brief?" fragte Ernst mit Betonung.

„Interessiert nur den Gewissensrat und Seelenarzt."

Joseph und Ernst hatten sich erhoben.

„Dann interessiert er auch als menschliches Dokument, wie die französischen Naturalisten sagen, den Psychologen in hohem Grade."

Joseph betrachtete seinen Freund lange mit einem forschenden Blick.

„Ein neuer Beweis meiner großen Freundschaft für dich: hier, lies den Brief!"

Es waren zwei engbeschriebene Seiten. Ernst begann halblaut zu lesen:

„Hochehrwürdiger Herr! Geliebter Seelsorger! Hoffnung und Trost meiner Seele! Ich leide unaussprechlich. Die Brutalität des Lebens erdrückt mich. Die Wirklichkeit des liebloſen Seins ruht wie ein Zentnergewicht auf meinem Gemüte. Ich ersticke. Wie der totmatte Hirsch schreit nach einem frischen Wasserquell, so schreit meine Seele zu Gott; Gott aber hat mich an Ihre Liebe und Barmherzigkeit gewiesen. Sie sind mein Ideal. Im Traume schwebe ich in Ihr Herz wie in eine selige Unendlichkeit. Verstoßen Sie mich nicht länger. Sie sind mein einziger Rettungsanker. Gewähren Sie mir ein letztes mündliches Wort, nicht in der Kirche, nicht im Beichtstuhl, an einem dritten Ort . . ."

Von hier ab überflog der Leser stumm das Blatt. Unterschrift „Sine." Soll das „ohne" bedeuten oder Abkürzung eines Namens sein?" fragte sich Ernst nachdenklich.

„Und du hast wieder keine Ahnung, wer die Briefschreiberin?"

„Keine. Du siehst ja, sie wünscht in der Nachschrift die Antwort postlagernd unter „Sine". Die Handschrift sehe ich zum erstenmal. Gänzlich unbekannt."

„Du wirst antworten?"

„Ich habe geantwortet; das gebietet mein Gewissen."

„Wie?"

„Nach der gewöhnlichen Schablone. Du kannst die Antwort übrigens hier in meinem Konzeptbuch gleichfalls lesen."

Ernst las: „Meine Tochter! Deine Seele hungert und dürstet nach dem Ideal. Wo ist das Ideal? Das Ideal ist in Gott, nur in ihm allein, in keiner staubgebornen Kreatur. Wenn wir ganz in Gott aufgehen, mit Leib und Seele uns seinem Dienste, seiner Betrachtung, seiner Anbetung weihen, dann genießen wir schon hienieden die selige Unendlichkeit und alles Endliche und Schmerzliche der alltäglichen Wirklichkeit hat keine Macht mehr über unsere unsterbliche Seele. Darum meine Tochter lasse nicht ab, Dich dem Herrn Himmels und der Erde zu opfern u. s. w. u. s. w."

Der Philosoph schüttelte den Kopf.

„Was hast du gegen die Antwort, sprich?" fragte der Priester gelassen und sein Erstaunen verbergend.

„Ich halte die Antwort nicht für glücklich."

„Da seh' einer her! Sie ist dir zu feurig, zu . . . ."

„Im Gegenteil. Zu abstrakt, zu unpersönlich, zu . . . ."

„Zu unpersönlich, halt! Wie schlecht du doch noch immer die Stellung eines Priesters meiner Art kennst, liebster Ernst! Zu unpersönlich — das ist kostbar naiv, erlaube mir! Wie viele Beispiele habe ich dir nicht schon erzählt von der Leidenschaft, mit welcher unser einer von den unverstandenen Jungfrauen und Frauen verfolgt wird, wie sie im Beichtstuhl, in der Sakristei, in der Amtswohnung, auf Spaziergängen, bei Besuchen, kurz, wo sich nur die geringste Möglichkeit persönlicher Annäherung bietet, auf uns eindringen, auf uns einstürmen. Und es ist nicht immer der Geistliche, nicht immer der Gewissensrat, den sie in uns suchen — es ist der Mann, zu dem sie gelangen wollen, und jener soll nur die Hand zur Vermittlung bieten; es ist nicht immer die Sündenlast, die sie vor uns auf die Kniee fallen und unsere Soutane küssen läßt, es ist die Sündenlust, der dämonische Reiz, den Mann des heiligen Amtes zum unheiligen Genossen mystisch-sinnlicher Ausschweifung zu haben; es ist andächtig schwärmende Sinnenbrunst, die an der Brust des Priesters nach Befriedigung lechzt . . . . Das mein Freund, ist der letzte geheime Grund der Bilder, welche fromme Damen für mich malen, der Hunderte von Briefen und Gedichten, welche sie mir schreiben, der unbelauschten Unterredungen an profanen Orten, welche sie flehentlich von mir heischen . . . ."

„Gut, das räume ich alles ein. Wenn ich sagte, die Antwort erscheine mir zu unpersönlich, so meinte ich nur, daß sie zu wenig auf die Person der Briefschreiberin eingehe, ihre besondere geistige Individualität nicht stark genug ins Auge fasse."

„Nehmen wir doch lieber gleich, statt aller weitschweifigen Erklärungen, ein konkretes Beispiel. Wie würdest du, Ernst, den vorliegenden Brief beantwortet haben?"

Der Philosoph besann sich einen Augenblick, dann sagte er langsam und bestimmt: „Ich hätte die Briefschreiberin, wenn sie nun doch einmal nur mit Lust bedient sein kann, nicht mit theologischer, sondern mit poetischer Lust angeblasen. Das hätte sie zunächst vielleicht noch etwas mehr erhitzt, zuletzt aber sicher um so gründlicher abgekühlt. Zu einer doppelten Dosis Mitleid noch eine Dosis feiner Ironie könnte die Wirkung nur erhöhen. Eine Briefschreiberin, die sich phantastisch mit „Sine“ unterzeichnet, müßte sich zunächst auch eine phantastische Anrede gefallen lassen. Meine Antwort würde ungefähr so lauten: Geliebte Illusion Sine! Du leidest wie eine Martyrerin, du seufzest wie eine Heilige. In schmerzlicher Sehnsucht erwartest du einen Tag voll Licht und Befriedigung, der in diesem Thal der Thränen nie anbrechen wird, für Dich so wenig wie für andere. Es ist eine schöne Täuschung in einem Menschen, in einem Weggenossen auf der Wüstenreise dieses Lebens sein Ideal erblicken zu wollen, aber doch nur Täuschung, der neue Bitternis folgen muß. Glaube mir, bei richtiger Schätzung der Dinge wird deine Seele auf den Wogen des Schmerzes, auf welchen deine Leidenschaft hilferufend umhertreibt, ganz gewiß eine größere und reinere Lust empfinden lernen, als sie dir jemals eine sinnliche Befriedigung deiner Begierden gewähren könnte. Habe Geduld und Mitleid mit dem Weggenossen, dessen Barmherzigkeit du so stürmisch forderst. Er ist vielleicht nicht weniger elend als du. Und wenn er sein Elend mit dem Deinigen vereinen wollte, wer bürgt Dir dafür, daß Ihr das Doppelelend als Glück empfinden müßtet? Von ihm weiß ich, daß er's niemals als solches empfände. Also laß ab von Deinem Verlangen! Schwinge Dich auf zu Gott und seinen Heiligen, meine geliebte Illusion, aber hüte dich, immer wieder auf deinen Mitmenschen zurückzufallen, und durch diesen Fall sein Leid und das Deinige zu vermehren u. s. w.“

„O Freund,“ erwiderte der Priester, „wie wenig du die Weiber kennst! Deine Antwort hältst du für eine wirksame Abfertigung? Die meinige mag es nicht sein, aber die deinige ist es ebensowenig. Ich könnte dir Beispiele erzählen von der Unermüdlichkeit des weiblichen Angriffs, die dich von deinem poetischen Wahn rasch kurieren würden.“

„Kuriere mich! Du hast mir ja ohnehin für heute eine Ueberraschung versprochen, die darfst du mir nicht schuldig bleiben, und in diesem Falle wäre es sogar eine gegenseitige, denn eine gelungene Kur pflegt den aufrichtigen Arzt nicht weniger zu überraschen, als den skeptischen Kranken selbst.“

„Ich habe heute wirklich keinen guten Tag, mein Sohn.“

„Das merke ich. Darum thut dir Zerstreuung umsomehr not. Erzähle mir von den phänomenalen menschlichen Dummheiten und Lasterhaftigkeiten; ihre Tragik reicht immer noch zu einer sanften Aufheiterung der Weisen und Entsagenden aus.“

„Jetzt quälst auch du mich. Das fehlte noch!“

„Jemehr ich dich quäle, desto leichter wirst du die Quälerei der andern vergessen.“

„Das ist doppelsinnig.“

„Wie jede gute Bemerkung eines Philosophen, der sich an dem Theolgen reibt. Die Schwärze färbt ab! Geh' Joseph, erzähle mir die versprochene Geschichte aus dem Martyrologium der Liebe! Irgend einen Totentanz . . . .“

„Gut. Der Dulder fügt sich. Nun sollst du aber auch einmal alles hören. Machen wir's uns jedoch erst wenigstens körperlich bequem. Was sagst du zu dem neuen Kanapee? Raffiniert, nicht wahr?“

„Ich bemerke überhaupt jetzt erst eine Menge neuer Einrichtungsgegenstände von einer bei dir ungewöhnlichen Solidität und Pracht . . .“

„Wieder doppelsinnig.“

„Nein, wahrhaftig . . . . Kanapee, orientalische Teppichvorhänge an den Thüren, ich verstehe ja von diesem Zeuge nichts, aber es scheint sehr hübsch; eine verhüllte Psyche in der Ecke, na, na . . . Christus sogar ist im Werte gestiegen, denn dieses prächtige Elfenbeinkruzifix, welches jetzt das hölzerne von ehemals ersetzt, hat gewiß mehr als dreißig Silberlinge gekostet . . . Zinnkannen, Majolikakrüge . . . . Lauter fromme Stiftungen, oder hast du einen verborgenen Schatz entdeckt?“

„Wieder ironischer Doppelsinn, lieber, schlechter Mensch! Man schreitet eben mit seiner Zeit vorwärts, was auch die Welt von den reaktionären Pfaffen sagen mag. Wir essen Milchbrötchen, gegen die einst unsere französischen Kollegen geeifert, wir bedienen uns der Eisenbahnen und Telegraphen und anderer Errungenschaften der verteufelten Naturwissenschaft; warum sollen wir nicht auch in stilvoll eingerichteten Zimmern wohnen und als Römlinge, die wir nun doch einmal sein müssen, für altdeutsche Behaglichkeit schwärmen?"

„Alles zur größeren Ehre Gottes. Ich liege hier wirklich ganz köstlich. So, jetzt schließe ich die Augen, lieber Joseph, und Euer Hochwürden mögen ganz ungeniert die errötendsten Geschichten erzählen. Aber wo du all' das Heidengeld zu diesen schönen Sachen her hast, mußt du mir gelegentlich auch noch verraten . . . Du spekulierst doch nicht mit der Spitzeder zusammen? . . ."

„Du ahnungsvoller Engel, du," murmelte der Priester.

„Hast du etwas gesagt?"

„Nein. Bestehst du noch darauf, die Geschichte zu hören?"

„Wie auf meiner Seligkeit. Vorzügliches Kanapee! Wenn ich einschlafe, soll die Schuld nicht deiner Geschichte beigemessen werden. Erzähle! Ich bin ganz Ohr und Behaglichkeit und, wenn man so göttlich gelagert ist, auch ganz Milde und Nachsicht."

Ein schöner, sonniger Nachmittagsfriede webte in dem priesterlichen Heim. Wie die sanften Atemzüge eines glücklich Schlummernden gingen die Pendelschwingungen der großen alten Wanduhr in dem dunkelbraunen Gehäus. Nirgends störte ein zu lauter Ton, eine zu helle Farbe. Alles war milde, abgedämpfte Harmonie in der traulichen Stube, wie von selig in sich selbst versunkener Andacht überhaucht.

Der Priester lehnte sich in den Großvaterstuhl zurück, das Gesicht seinem Freunde zugekehrt, als wollte er in dessen Zügen die Wirkung der Erzählung verfolgen. Gurlinger ruhte mit geschlossenen Augen ausgestreckt auf dem Kanapee, wie eine schlummernde Statue auf dem Sarkophage, ein Bild edelster Ruhe. Das Profil des bartlosen Gesichtes zeigte die reinsten Linien, der schlanke Gliederbau elastische Jugendlichkeit.

Joseph begann mit halblauter Stimme wie einer, der ohne persönliche Teilnahme und deshalb auch ohne jede Erregung in Betonung und Modulation aus einem Buche vorliest.

„Ich sehe einen bleichen Knaben mit dem Bücherpäckchen unter dem Arm durch die Sendlingergasse schreiten. Gleichgültig, ob er von der Schule kommt oder zur Schule geht, der Ausdruck seines Gesichtes ist wie der seiner Bewegungen stets der gleiche; auch das Straßenbild scheint stets im wesentlichen das nämliche zu sein. Große und kleine Kaufläden mit farbigen Ladenschildern und Inschriften, abwechselnd mit Bäckereien und Wirtshäusern, wo man durch die großen, tiefen Fenster die Gäste auf den Holzbänken und die Reihen der steinernen Maßkrüge auf den langen, dunklen Tischen erblickt und ein dumpfes Gewirr von Stimmen vernimmt, dazwischen zuweilen den spitzigen Ton einer Geige oder das elegische Gezirpe einer Zither; dann wieder schmale Hausthüren, die durch einen engen, düstern Gang in den Hof oder über eine schmale Treppe in die oberen Gemächer leiten; auf der anderen Seite eine Zeitungsexpedition in einem weitläufigen Gebäude mit einer kasernenähnlichen, geschäftsmäßig langweiligen Fassade; in der Straße ein häßliches, prosaisches Gewoge von Menschen und Fuhrwerken; Land- und Stadtleute, Vornehmere und Geringere schieben an einander vorüber; selten daß ein liebes Wort fällt oder ein Mund zum Gruß sich öffnet; alles scheint sich fremd zu sein, von einem Wind in diese lange, krumme, unschöne Straße zusammengekehrt und in Bewegung erhalten. Auch der bleiche Knabe mit dem Bücherpäckchen unter dem Arm schreitet fremd unter den Fremden dahin und achtet ihrer nicht. Er liest in niemands Seele und niemand liest in seiner Seele, wo die Helden Griechenlands und Roms wieder lebendig geworden und sich ruhmvolle Treffen liefern im Wettkampf um die Palme des Sieges und herrlicher Unsterblichkeit. Denn der Knabe ist Zögling einer gelehrten Schule und die Alltagsprosa der modernen Welt ringsum spricht nicht zu seinem ideal gestimmten Geiste. Nur wenn er sich der Ecke nähert, wo die Rosenthalgasse in rascher Senkung abbiegt, dort wo das

stattliche Haus steht mit dem vornehmen Erker und der darüber gemeißelten Rose aus rotem Sandstein, da kehren seine Gedanken aus Hellas und Rom zurück, ein seltsamer Zauber erfaßt sein Gemüt, seine Schritte verlieren den gewohnten Rhythmus, zögernd und sich umwendend geht er vorüber und seine leuchtenden Augen spähen nach einem Fenster empor, wo hinter roten Nelken und gelben Levkojen eine Mädchenblume blüht, schöner als alle Blumen der Welt, poetischer als alle Dichter und Helden des klassischen Altertums. Und wie oft er auch des Weges kommen mochte, eine geheime Gewalt zog sein Auge nach jenem Fenster, und eine heiße selige Empfindung nahm er mit fort, wenn er des holden Mädchens ansichtig geworden, und ein dunkeltrauriger Tag war es für ihn, wenn er ohne diesen Blick davon mußte.

Monate gingen vorüber. Es kam der Herbst in die Welt und dann der Winter, und die Sendlingergasse war im eisigen Schneegestöber des Winters nicht erfreulicher, als in den heißen Staub- und Wetterwolken des Sommers. Und doch wußte sich das bleiche Studentlein in ganz München keine liebere Gasse mehr. Ihr war fortan nichts mehr vergleichbar. Je sehnsüchtiger er nach jenem Mädchen aufschaute und je freundlicher es seinen Blick erwiderte — o unvergeßlichster aller Neujahrstage, da war's das erstemal und Lilahyacinthen blühten am Fenster und vom Weihnachtsfest grünte und leuchtete noch das Reisig des Christbaums — desto schöner erschien ihm auch die Sendlingergasse, desto imposanter und heldenhafter ihr Leben und Verkehr. Und als er dann noch in der Schule von dem heroischen Kampf der Bauern am Sendlingerthor hörte, da erblaßte selbst der Glanz der Thermopylen, und die bayerischen Helden waren ihm bewundernswürdiger, als die tapferen Mannen des Leonidas. So revolutionierte das Auge eines Kindes die ganze Welthistorie. Und hatten schon die Augen vom Fenster aus so viel vermocht, so geschah noch Ungeheuerlicheres, als gegen den Ausgang des Winters das Studentlein zum erstenmal dem wundermächtig herrlichen Mädchen in ganzer Lebensgröße auf der Straße begegnete. Er hätte niederknieen mögen in den Straßenkot und es anbeten wie eine Madonna. Es war ihm, als höbe ihn ein Zauber vom Boden, als ginge er nicht mehr auf den Füßen, sondern schwebte mit unsichtbaren Fittichen in der Luft. Dann wieder schritt er wie ein todesmutiger Held einher, wünschend, eine unerhörte Riesenthat vollbringen zu können, um dem Mädchen seine unendliche Liebe zu bezeugen. Ja, jetzt war's klar, er verhehlte sich's selbst nicht mehr, der arme Junge — er war bis über die Ohren verliebt.

Als er aber in demselben Frühjahr aus der lateinischen Schule in die geistliche Anstalt übertreten mußte, da war's mit aller Herrlichkeit des Sehens auf lange vorbei. Doch das Bild der Holdseligen hatte sein treugehütetes Plätzchen im Herzen des Jünglings; das vermochte ihm keine klösterliche Zucht zu entreißen. Die Jubelzeit der Ferien rückte heran. Da kam, was so heiligend und beseligend gewirkt und kalte, dunkle Jahre durchglänzt und durchsonnt hatte, von selbst zu Fall. Der Jüngling im schwarzen Gewande des Klerikers war hinfort jeder Versuchung überhoben: er hatte auf seinem letzten Feriengang seine erste und einzige Mädchenliebe am Arme eines anderen Mannes, des Bräutigams, gesehen, und als sie aneinander vorübergeschritten waren und der fremde Mensch zu seiner Braut eine boshafte Bemerkung über den „komischen Schwarzrock" gemacht und jene mit einem beifälligen Kichern darauf geantwortet hatte, da war der Liebestraum der Sendlingergasse zerronnen für immer. Der Kleriker klomm Stufe um Stufe den Kalvarienberg seines gottgeweihten Berufes hinan. Jenes Mädchen, das inzwischen Braut und Frau geworden, war für ihn bis auf die Erinnerung verschollen. Wohl erschien ihm noch zuweilen im Traum die feine, schmächtige Gestalt mit dem lieblichen Kindergesicht und dem versengenden Blick der großen, glühenden Augen, aber ihre Haare waren zischendes Schlangengeringel, aus ihrem kichernden Munde kroch ekelhaftes Gewürm — und der höllische Spuk hatte keine Gewalt über die fromme Stimmung des Geweihten.

Da ereignet sich unerwartetes. Verschlungen und unerforschlich sind die Pfade des Schicksals. Eine zerknirschte Sünderin naht sich dem Beichtstuhl des Priesters und entrollt eine thränenreiche Jammergeschichte von häuslichem Elend, von Verrat und unsäglicher Pein, die sie vom Manne erduldet. Nach kurzer Zeit betritt sie wiederum die gnaden-

reiche Stätte im Wittwenschleier und legt ihr verödetes, zerissenes Herz bloß, das nur noch Raum habe für eine einzige Liebe — eine frevelhafte, aber seliger, denn alle Seligkeit. Der Diener Gottes leidet mit der Leidenden, aber er sündigt nicht mit der Sünderin und wäre sie hundertmal der erhabendste Liebestraum, der Abgott seiner Jugend gewesen. Und diese ist es gewesen. Er spricht sie in unerschöpflicher Barmherzigkeit aller Schuld ledig und glaubt, die Unglückselige entsühnt entlassen zu haben, als sie plötzlich umkehrt und in wahnsinnig leidenschaftlicher Sprache, die wie glühende Lava aus dem Krater ihrer Seele eruptiert, dem Priester ihre Liebe erklärt. Sie reißt mit konvulsivischer Hand am Gitter des Beichtstuhls. Der Priester entflieht und läßt sie ohnmächtig liegen. Mit Hilfe des Kirchendieners entfernt sie sich schließlich. Kein anderes sterbliches Auge hat zum Glück die schreckliche Szene gesehen. Seit jener Stunde verfolgt sie den Priester, geberdet sich wie eine Irrsinnige, schmeichelt, droht, dichtet sich die fabelhaftesten Laster an. Noch einen Versuch hat die Güte des Priesters letzthin gewagt. Anfangs schien sie gefaßt, dann kam der Dämon wieder über sie. Es ist keine Rettung mehr . . . . keine. . . ."

Die letzten Worte des Priesters waren in kaum vernehmlichem Flüsterton gesprochen.

Ernst Gurlinger hatte sich vom Kanapee erhoben und saß aufgerichtet dem Freunde gegenüber. Die Abenddämmerung war hereingebrochen. Die hohen Dächer vermehrten die Dunkelheit des Gemachs. Aus der Nachbarschaft tönte ein auf dem Klavier geschundener Walzer herüber, und ein Kanarienvogel zwitscherte sein Abendlied dazwischen. Der Priester trat ans Fenster und schloß die offenen Flügel. Lange Minuten vergingen und es fiel kein Wort.

Gurlinger wandelte nachdenklich durchs Zimmer, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt. Dann brach er das Schweigen, indem er in eigentümlich kühlem, wissenschaftlich nüchternem Ton sagte: „Im zweiten Teile der Erzählung hat besonders ein Punkt mein Interesse gereizt. Hierüber wünsche ich näheren Aufschluß."

„Ueber welchen Punkt?" fragte der Priester leise, der sich wieder im Großvaterstuhl niedergelassen hatte.

„Wo der Erzähler meldete, sie dichtete sich fabelhafte Laster an. Welcher Art sind diese Laster? Ist die Erfindung derselben eine bewußte oder unbewußte? Hat sie ihre Wurzel in irrsinniger Phantasie oder berechnender, die Lasterhaftigkeit des Hörers voraussetzender Absichtlichkeit?"

„Ich kann nur auf die erste Frage eine kurze Mitteilung machen. An die Beantwortung der anderen wage ich mich heute nicht heran; soviele Fragen, soviele Probleme. Vor nicht langer Zeit bildete in München ein skandalöser Ball das Stadtgespräch. Mehrere Lebemänner und Lebefrauen, natürlich den sogenannten besseren Ständen angehörig, hatten eine nackte Tanzorgie veranstaltet. Trotz der größten Vorsicht war die Sache ruchbar geworden. Es wurden Namen genannt. Die Polizei stellte Nachforschungen an. Positive Resultate kamen nicht ans Licht. Der Skandal ist unaufgeklärt geblieben. Jene Sünderin nun verschwor sich, dabei beteiligt gewesen zu sein; sie berichtete die schamlosesten Einzelheiten, beschrieb die Gestalten, die Bewegungen, die gehabten Empfindungen — und das alles im Ton ekstatischer Reue. Es konnte aber festgestellt werden, daß ihre Teilnahme an jener Orgie zeitlich und räumlich die pure Unmöglichkeit gewesen wäre."

„Noch eine Frage: wie erklärt sich's, daß jenes Abenteuer des Studentleins in der Sendlingergasse selbst vor seinem intimsten Freunde geheim gehalten wurde bis auf den heutigen Tag?"

„Der Erzähler nimmt sich die Freiheit, in diesem Augenblick sich für überfragt zu erklären."

„Ist auch der Name, wenigstens der Vorname jenes Mädchens nicht zu erfahren?"

„Seraphine."

„Also Sine, da haben wir's!" rief der Philosoph schlagfertig.

„Herr des Himmels, wenn du recht hättest!" fuhr der Priester auf.

Doch faßte er sich schnell wieder und sprach im Tone erzwungener Gelassenheit: „Laß' uns gehen, Freund; es ist spät, und ich habe noch einen notwendigen Besuch zu machen. Wenn dir's beliebt, können wir eine Strecke zusammengehen."

„Noch eine Bitte, Joseph, die letzte für heute und vielleicht für lange, denn ich muß morgen eine Gebirgsreise antreten."

„Sprich!"

„Gestatte mir, deine sämtlichen Porträtbilder zu mustern."

„Wozu?"

„Ich vermute, daß sich auf mehreren ein Zusammenhang mit Sine entdecken ließe . . . ."

„Heute nicht mehr. Es ist zu dunkel. Wenn du wiederkehrst."

Die Freunde verließen schweigend das Gemach. Der Vorraum und die Treppe waren noch unbeleuchtet. Es dunkelte stark. Sie tasteten sich hinaus und die Treppe hinab. An den untersten Stufen lag eine unerkenntliche Gestalt und versperrte den Weg. Sie richtete sich halb empor und umklammerte das Knie des voransteigenden Priesters.

„Wer da?" schrie er halb erschreckt, halb drohend.

„Sine läßt um eine Antwort bitten . . . . Sie stirbt . . . . Die Wasser gehen ihr bis an die Seele . . . ." klang die Antwort erschütternd dumpf wie aus Grabestiefe.

„Hebe dich von dannen, Weib! Was habe ich mit dir zu schaffen?"

Der Priester griff nach dem Arm seines Freundes, faßte ihn fest und schritt an dem Weib vorüber.

* * *

Wie gewöhnlich war Max auch heute der Erste in der Schmiede gewesen. Diesmal allerdings nicht aus bloßem Arbeitstrieb. Er hatte die Kohlen aufgeschüttet, die Werkzeuge untersucht, die Arbeiten für den Tag vorbereitet, sogar die Werkstatt mit dem Besen gereinigt. Wenn jetzt Vater und Gesellen kamen, war alles am rechten Platz und sie durften nur Hand anlegen und die Arbeiten in der Reihe ausführen, wie sie Max angeordnet.

Die Gesellen traten sonst mit dem Glockenschlage herein; heute hatten sie sich alle verspätet. Sie sahen übernächtig und duselig drein; ihre Mienen waren schlaff, ihre Augen trüb. Erklärlich! Den Abend vorher und die ganze Nacht hatten sie scharf gezecht. Einer der Kameroden hatte bei der Spitzeder sein Glück gehabt. Obzwar er nicht die geringsten Finanzkenntnisse besaß und kaum des Rechnens und Schreibens mächtig war, bekam er doch durch geistliche Protektion eine Stelle als Aushilfs-Buchhalter in der Spitzeder'schen Volksbank.

Der über Nacht zum Finanzmann avancierte Schmiedgesell hatte fast nichts zu thun, bezog dafür aber ein Gehalt, dessen Tagesbetrag höher war, als früher sein ganzer Wochenlohn. Nun wollte sein gutes Herz sich nicht lumpen lassen; die alten Kameraden sollten von seinem Glück und Wohlleben auch ihr Teilchen haben. So kam die lustige Nacht zu stande mit Geigen und Flöten und Dideldumdei, mit den auserlesensten Speisen, dem kräftigsten Bier, den schönsten Weinen — und „Schampus" in ungezählten Flaschen. Einmal die Schmiedsgurgel in Champagner baden dürfen, ohne einen Pfennig aus der eigenen Taschen zu ziehen, Donnerwetter, da heißt's zugreifen und seine Stärke zeigen! Herrgott, der Zaubertrunk!

Und da bekanntlich nach uralteste Erfahrung „ohne Damen kein Vergnügen", so hatte der Schmiedsgesell-Bankbuchhalter in weiser Vorsicht dafür Sorge getragen, daß auch diese Nummer des Festprogramms nicht zu schwach besetzt war. Wie Braten und Wein, so gab's „Damen" von allen Sorten, kälberne, schweinerne, fette, magere, mussierende, stille, süße, herbe . . . . Ja, das war ein unvergeßlicher, kreuzfideler Abend!

Der Woferl vergriff sich und nahm statt des Hammers eine lange Zange und schlug auf den Amboß — und daneben.

Hiesl zog sein großes Maul schief und schrie: „O der Hallunk'! und wollte sich schier ausschütten vor Lachen.

Woferl wurde wild. Wenn er benebelt war, verstand er keinen Spaß mehr. Ein Kollege von der Zentralwerkstätte hatte ihn ohnehin auf dem Fest beleidigt. Dreimal

hatte ihm der infame Mensch die Tänzerin, eine fesche Haidhauser Dirn, auf die er den ganzen Abend ein verliebtes Auge geworfen — er hatte nur noch ein einziges — weggeschnappt. Hätte ihn nicht der Respekt vor dem generösen Festgeber zurückgehalten, er wäre im stand gewesen, dem Nebenbuhler fünf Zoll Eisen in die Rippen zu stoßen. Daß er's nicht gethan, wurmt ihn jetzt noch. Vielleicht erwischt er ihn doch noch einmal, den Lackl . . . .

„Hiesl, reiz mich nicht! Heut bin ich kein Guter, verstehst mich?" knurrte er und schmiß die Zange in die Ecke, daß es klirrte.

Der Sepp stieß begütigend den Hiesl mit dem Ellbogen an und summte das gemütliche Lied:

Mer san ja die lustig'n Hammerschmiedsg'sell'n,
Könna fortgehn, könna dableib'n, könna thun was mer wöll'n.

„Ja," sagte jetzt Max, „das Beste ist, Leut, ihr geht heim und schlaft euch ordentlich aus. Nach einer solchen Nacht schmeckt freilich die Arbeit nicht. Das ist begreiflich. Also macht in Gottesnamen heut einen Blauen. Ich hoff aber, einmal ist keinmal! Die Arbeit kann ich mit dem Meister schon allein zwingen. Geht nur, geht!"

Und die Gesellen, von soviel Güte und Nachsicht überrascht, trollten, verlegen dankend, einer nach dem andern davon.

Max blieb mit dem Vater allein in der Werkstatt zurück. Der Alte machte verwunderte Augen. Der Sohn schrie ihm eine kurze Erklärung des Vorgangs in die Ohren. Meister Florian nickte mit dem struppigen Kopf: „Is so weit nit aus; bin amal jung g'wes'n." Dann lächelte er vor sich hin und hämmerte munter d'rauf los. Heute war es gerade dreißig Jahre, daß er auf die Schmiede kam und die Tochter des vorigen Besitzers heimführte. Kein Mensch schien daran zu denken. Thut nichts. Der Alte wird sie heute Abend alle überraschen, wenn er die Gedenktafel mit dem Wahrzeichen am Hause anbringen läßt. Dreißig Jahre! Als armer Handwerksbursch war er von Tölz nach München gekommen. Nun steht er noch in Gesundheit und Kraft am eigenen Amboß; oben in der schmucken Stube hantiert sein frommes, auch noch leidlich gesundes Weib und hütet die Ehre des Hauses und die in treuer, emsiger Arbeit erworbenen Schätze; der Jüngste ist wohlbestallter Pfarrherr, der Aelteste Erbe der „goldenen Schmiede".

Meister Florian konnte nicht recht zum Entschluß kommen, ob er heute doch nicht den Max sondieren sollte und ihm nahelegen, an die Gründung des eigenen Hausstandes und Uebernahme des Geschäftes zu denken. Es wär ja so natürlich, und doch kommts ihm kurios schwer an. Der Max ist in dem Punkt aber auch ein so sonderbar verschlossener Mensch . . . . Na, heute Abend ist auch noch Zeit. Joseph ist eingeladen, ein paar gute alte Freunde, da gibt ein Wort das andere, und es macht sich auch viel feierlicher. Freilich, wenn man auch die Gertrude Alzinger, die reiche Tölzer Wittwe, die jetzt beim Schlosser Morasi auf Besuch ist, bei ihrem Onkel, mit diesem zugleich hätte einladen können. . . . Die Mutter sieht sie gern . . . . und wenn Max an dem saubern Weibsbild . . . . so eine wie diese Tölzerin gibts ja doch in ganz München nicht . . . Das wär ein Festtag!

Meister Florian schnalzte bei diesem Gedanken mit der Zunge und schlug mit der rotglühenden Eisenbarre in den Wasserbehälter, daß es nur so zischte und dampfte und das Wasser wie Sprühregen umherspritzte.

Durch den Dampf hindurch schielte er zu seinem Sohn hinüber, der sich eben Hände und Gesicht reinigte und zum Ausgehen anschickte. Jetzt wär' die Gelegenheit gut . . . . sie sind ganz allein in der Schmiede . . . .

„Vater, ich hab einen notwendigen Gang."

„Ich hab dir g'rad auch was Notwendigs sag'n woll'n.

„Wann ich zurückkomm, Vater. Es wird nit so sehr pressiern."

Der Schmied schluckte, als hätte er etwas in der Kehle stecken. Bevor er das Wort herausbrachte, war Max bereits zur Thür hinaus.

Eine Zeitlang starrte ihm der Alte nach, dann ging er in ein dunkles Gelaß neben der Werkstatt und holte ein sorgfältig verhülltes Ding hervor, das die Form eines alt-

modischen Dorfwirtshausschildes hatte. Er nahm die Hülle ab: es war das Wahrzeichen der Schmiede, das mit der Gedenktafel hoch oben am Hause, genau an der weithin sichtbaren Ecke der Sendlinger- und Paradiesgasse angebracht werden sollte. Die ganze Straße hinauf und hinab, vom Sendlingerthor bis zum Rosenthaleck, sollte hinfort das Haus Meister Florian Schroppers durch dieses schmiedeiserne Kunstwerk mit dem vergoldeten Zierat kenntlich gemacht werden nach gut münchnerischer Sitte . . . .

Der Alte betrachtete und betastete das schöne Werk mit hellem Vergnügen. Als Modell hatte das alte Wahrzeichen der Tölzer Schmiede gedient, wo er einst das Handwerk erlernt; nur war die Nachahmung in größerem Umfang und mit reicherem Schmuck ausgeführt.

Nun wollte der Alte auch noch eigenhändig ein paar Schläge daran thun und die Klammern etwas länger ziehn. Nicht gestört zu werden, trat er auf die Schwelle des Vorraums, um das Flügelthor halb zu schließen. Da sah er seinen Sohn, den Priester, eilig über die Straße auf die Schmiede zuschreiten.

„Der kommt zu früh; heut Abend ist noch Zeit, den Segen darüber zu sprechen."

Schnell zog er den Kopf in das Halbdunkel der Werkstatt zurück, mit den harten, geschwärzten Händen die Thorflügel übereinander haltend.

Doch im nächsten Augenblick hatte sich Joseph schon durch das Thor gezwängt.

„Nix da!" rief der Schmied, der sich die Ueberraschung nicht verderben lassen wollte.

„Vater, mit der Spitzeder gehts zu End. Ihr habt doch nicht . . . ?" schrie der Sohn dem halbtauben Alten in die Ohren, daß es in der stillen Werkstatt unheimlich wiedergellte. Eine bläuliche Flamme züngelte am Herde auf, um sofort in der Asche wieder zu verlöschen.

„Mit der Spitzeder gehts zu End?" wiederholte Meister Florian wie einer, der nicht weiß, was er mit der Neuigkeit anfangen soll . . . . „Is so weit nit aus. Die Spitzeder gehört nit zu unserer Kundschaft . . ."

* * *

Max wurde seit einigen Tagen von einer seltsamen Unruhe gefoltert. Ueber die Geschäfte der Volksbank waren die widersprechendsten Gerüchte in Umlauf. Man munkelte von einem baldigen Zusammenbruch, vom Einschreiten der Polizei, Einmischung der Gerichte und ähnlichen unheilvollen Sachen, welche die Spitzeder'sche Unternehmung plötzlich im gefährlichsten Lichte erscheinen ließen. Der Mutter, die ohnehin in der letzten Zeit etwas kränkelte, mochte Max noch nichts davon mitteilen, solange die Hauszeitung über die Angelegenheit schwieg. Aber es wäre entsetzlich, wenn die bösen Zungen Recht behielten. Das ganze Schropper'sche Vermögen wäre verloren. Die Mutter müßte der Schlag treffen. Der Vater würde wahnsinnig werden . . . .

Um sich Klarheit und Beruhigung zu verschaffen, war Max gestern Abend noch zu seinem geistlichen Bruder in die Rochusgasse geeilt. Er hatte sich schwer dazu entschlossen. Die Brüder sahen sich seit einem Jahre höchst selten und über finanzielle Sachen hatten sie noch nie mehr mit einander gesprochen, als das Gelegentlichste und Gleichgültigste. Setzten sie doch beide stillschweigend voraus, daß die eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse in schönster Ordnung und bester Sicherheit. Keinem von ihnen wär's im Traum eingefallen, von dem andern anzunehmen, daß er die Thorheit begehen und die ungeübten Hände in Spekulationen mischen würde. Sie hattens ja nicht nötig, gottlob!

„Handwerk hat einen goldenen Boden," sagte Joseph. „Die Alten sind wohlhabend und vorsichtig, da ist nichts zu besorgen."

„Joseph ist versorgt, die Kirche ernährt ihren Mann," sagte Max. „Ein Geistlicher hat geringe Bedürfnisse und hängt sein Herz nicht an den Mammon".

Max hatte in der Rochusgasse einen schlimmen Eindruck empfangen. Als er in der Dunkelheit in das Haus seines geistlichen Bruders trat, stieß er auf eine junge Frauensperson, die sich weinend und stöhnend vor der Treppe auf dem Boden wälzte. Er prallte zurück.

„Eine Epileptische!" Er eilte die Treppe hinauf, um vereint mit dem Priester der Unglücklichen Hilfe zu bringen. Er pochte, rief aus Leibeskräften — umsonst. Die Wohnung blieb verschlossen. Der Bruder war abwesend. Zögernd wandte er sich zur

Umkehr. Als er wieder die Treppe hinabstieg, war das Weib verschwunden. Auch in der engen, stillen Gasse war niemand zu sehen. Er fragte sich, ob es nicht eine Sinnestäuschung gewesen, irgend ein eingebildeter Spuk . . . Gleichviel, er war sehr verstimmt. Die Erscheinung konnte nur von übler Vorbedeutung sein.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Immer sah und hörte er das winselnde Weib, das sich vor der Treppe der Pfarrerswohnung wälzte. Daß Joseph auch gerade an diesem Abend abwesend sein mußte!

Gegen die Frühe wollten ihm die Augen doch noch zusinken. Aber mit dem Schlummer stellten sich schreckhafte Träume ein. Das Weib an der Treppe nahm Ursulas Gestalt und Züge an. Ein Bild haarsträubender Trostlosigkeit.

Entsetzt sprang er aus dem Bett, kleidete sich an und fand, daß es Zeit sei, in die Werkstatt zu gehen. Dann kam der Auftritt mit den bezechten Gesellen. Der Gedanke an Ursula peinigte ihn so, daß er's nicht bei der Arbeit aushielt. Er mußte nach der Geliebten sehen. Seit Monaten hatte er weder Zeit noch Lust erübrigt zu einem Besuch in dem einsam gelegenen Häuschen der Deirlhofer weit draußen in der Vorstadt Giesing. Es gab so viel anderes zu denken . . . .

Jetzt war er unterwegs. Zu dieser Tageszeit hatte er nie diesen Weg gemacht. Die Gegend in der Frühbeleuchtung nach dem Regen kam ihm ganz fremd vor. Aber in einer halben Stunde wird er Ursula sehen und ihr Kind, sein Kind! Wie bei diesem Gedanken die Brust sich stolzer hob! Sein Kind, sein Ebenbild!

* * *

Gestern war Ursula im Walde von Planegg gewesen. Der Tag war zu verlockend. Und wenn ihr trübe Gedanken kamen, tauchte immer das Bild des ersten und ach, so folgenschweren Liebesrausches im Walde auf. Im Walde stand ihr Heiligtum. Dorthin wallfahrtete sie, so oft sie konnte. Wie oft hat sie dort sich recht von Herzen ausgeweint in diesen drei schweren Jahren!

Jedesmal nahm sie ihr Kind mit und führte es an die unvergeßliche Stelle im Dickicht. Da . . . da . . .!

Epheu schlängelte sich auf dem Boden. Sie hatte ein Pflänzlein ausgegraben. Es grünte fröhlich daheim an ihrem Kammerfenster. Wie oft hat sie es mit ihren Thränen genetzt und dabei geseufzt: „O Liebe, wie bist du bitter, o Liebe, wie bist du süß!"

Gestern also war sie wieder im Walde gewesen mit ihrem Kinde, dem herzigen Franzl. Auch Hans und Korbinian waren dabei. Die Knaben scherzten mit dem Kinde, pflückten mit ihm Blumen und Beeren, fingen Käferchen, stellten den Eidechschen nach. Wie drollig Franzl war und wie vergnügt!

Ursula saß mit dem Strickzeug im Moos. Wenn jetzt Max auch da sein könnte! Der gute Schatz gönnt sich kein Vergnügen mehr, er arbeitet sich noch zu todt. Aber sie darf ihm nicht zürnen. Was er thut, ist ja um ihretwillen, um des Kindes willen. Die Trennung kann nicht lang mehr währen und das bedrückende Heimlichthun . . . .

„Kinder, entfernt euch nicht zu weit! Ich fürchte, es kommt ein Gewitter. Wir müssen bald heim. Es ist so heiß. Dort kommen schon schwarze Wolken!" Dann versank sie wieder in Zukunftsgedanken.

Die Knaben hatten sich in einen schattigen Schlag verloren. Doch waren sie noch in Rufweite. Sie nickten Ursula zu. „Wir kommen gleich!"

„Nein, diese Menge Beeren!" sagte Hans.

„Trau nicht!" antwortete Korbinian. „Es gibt hier viel Giftiges, Tollkirschen und anderes Teufelskraut."

„Kennst du alle Pflanzen?"

„Nein, aber ich weiß es und trau nun einmal nicht."

„Zum Beispiel diese hier!"

Es waren große buschige Pflanzen, auf je einem besonderen Stengelchen glockenförmige Blumen von violettblauer, innen rötlicher Farbe. Auch kugelförmige Früchte hatten schon einige gezeitigt, hübsche Beerchen, die meisten noch grün, andere schimmerten schon blauschwarz.

Hans pflückte davon, zerdrückte sie mit dem Finger und probierte mit der Zungenspitze den Saft. Er schmeckte säuerlich, aber gar nicht giftig. Korbinians Warnung hatte ihn dennoch mißtrauisch gemacht. Er warf die Beeren fort. Der kleine Franz lief hinterdrein, machte ein vorwitziges Gesichtchen, hob mehrere der weggeworfenen bläulichen Dinger auf, zerdrückte sie gleichfalls und schob sie in den Mund. Es schmeckte wirklich nicht schlecht und löschte den Durst.

„Kinder, kommt jetzt! Aufbruch! Wir gehen!"

Auf dem Heimweg klagte Franzl wieder über großen Durst. Das war nichts Auffallendes.

„Mama, ich bin so trocken im Mund . . ."

„Gedulde dich, Liebling, wir sind bald daheim, dann gibt's zu trinken. Heute bekommst du dein ganzes Gläschen Bier, du kleiner Trunkenbold!"

„Ja, liebe Mama."

Zu Hause angelangt, greift das Kind gierig nach dem Bierglas. Merkwürdigerweise schmeckt ihm der Trunk nicht; die Flüssigkeit will nicht hinunter, das Schlingen wird so schwer.

„Mama, anderes trinken!" stößt das Kind mühsam heraus.

„Du hast Schlaf, Liebling. Die Zunge geht ja gar nicht mehr, und die Augen sind matt und müde. Komm, ich bring dich zu Bett. Du bist heute zu viel gegangen, armer Schelm. Der Schlaf wird dir gut thun, da vergeht auch der Durst. Bist du brav? Hast Mama lieb?"

Franzl schlang seine Aermchen um Mamas Hals und ließ sich folgsam ins Bett legen.

„Das Gebetchen, Franzl! Geht's nicht mehr? Nein, du bist zu schläfrig. Ich bete für dich, Liebling. Schlaf ruhig ein! Jetzt muß ich noch etwas arbeiten, dann komm ich wieder und schau nach meinem Franzl."

Ein schweres Gewitter hatte sich zusammengezogen. Gegen Mitternacht entlud sich's unter fürchterlichem Donner und Blitzen. Der Regen fiel wolkenbruchartig.

Das Kind litt schwer, aber es muckste nicht aus Angst vor dem schrecklichen Wetter. Bläulicher Blitzschein erhellte geisterhaft die kleine Kammer.

Ursula, nichts Schlimmes ahnend, war in festen Schlaf versunken. Erst gegen Morgen — der Regen fiel schwächer in einer schlummerbefördernden monotonen Weise — wurde sie durch die gesteigerte Unruhe des Kindes aufgeweckt.

„Was ist dir, Kind? Warum schließen sich deine Augen nicht?"

„Funken, Mama, Funken . . ." lallte das Kind mit äußerster Anstrengung.

„Funken? Es blitzt ja nicht mehr."

Jetzt verzog sich das gerötete Gesicht des Kindes zu einem matten, nichtssagenden Lächeln, wie das eines Betrunkenen. Dann hoben sich die Aermchen wie Flügel und wollten Anlauf nehmen zum Aufschweben. Allmählich ging die Bewegung in ein Zittern des ganzen Körpers über. Die Augäpfel quollen hervor; die Pupille wurde unbeweglich und dehnte sich so stark aus, daß der blaue Augenstern fast ganz verschwand . . . .

„Jesusmaria, mein Kind ist krank, es fiebert, es phantasiert!" schrie Ursula in höchster Bestürzung, sprang aus dem Bette und eilte im Hemd und in bloßen Füßen die Treppe hinauf, um die Mutter zu wecken.

Der Regen hatte nachgelassen; in strahlender Pracht war die Sonne heraufgekommen und ihre heißen Strahlen tranken die Feuchtigkeit der Erde.

„Zum Doktor, schnell zum Doktor!"

Todesbange Stunden vergingen. Der Arzt war nicht aufzufinden. Endlich!

Der Doktor kam und hinter ihm drein — Max.

Ursula schrie auf, als sie des Geliebten ansichtig wurde. „Ist er's wirklich? Er ist so bleich, so verstört! Gehen Gespenster um in dieser grauenvollen Morgenstunde?"

„Wie kommt er jetzt hierher? Hat ihn eine Ahnung herausgetrieben?" rief die Mutter.

„Max, dein Kind ist vergiftet, dein Kind ist . . .!" und Ursula brach ohnmächtig in den Armen des Geliebten zusammen.

Inzwischen hatte der Arzt den kleinen Patienten, der wie gelähmt in Todesschlaf auf seinem Bettchen lag, eingehend untersucht . . . . „Ein schwerer Vergiftungsfall," murmelte er; „ich fürchte, menschliche Hilfe kommt zu spät . . ."

* * *

Einen schwereren Gang hatte Max in seinem Leben noch nicht gethan, als den von Giesing heimwärts in die Sendlingergasse. Es war Abend geworden.

Vor der Schmiede traf er Hiesl, den Obergesellen.

„Es steht schlimm," flüsterte dieser dem jungen Meister zu. „Seit Mittag liegt die Frau Mutter bewußtlos, der geistliche Herr ist bei ihr und der Arzt."

Den traurigen Zusammenhang erratend, fragte er: „Die Spitzeder hat also Bankrott g'macht?"

„Ja," bestätigte Hiesl, „die ganze Stadt ist voll davon."

„Unglück auf der ganzen Linie, Tod und Verderben . . ." murmelte Max. „Was meint der Arzt?"

„Sie möcht' die Nacht kaum überleben."

„Weiß es mein Vater?"

„Alles. Er sitzt in der Werkstatt und läßt Niemand hinein."

„Mein Bruder Joseph ist bei der Mutter?"

„Ja, schon den ganzen Tag."

„Kannst im Haus bleiben, Hiesl?"

Der Geselle nickte.

„Wenn was passiert oder wer nach mir fragt, sagst: der Max ist bei seiner Braut Ursula Deixlhofer und bei sei'm todten Kind in Giesing. Verstand'n?"

„Ja," sagte der Geselle, aber er brachte den Mund nicht mehr zu.

Max war bereits verschwunden, und Hiesl starrte noch immer mit offenem Mund vor sich hin.

Im Laufe des Nachmittags war Ernst Gurlinger zweimal vergebens in der Rochusgasse gewesen, um mit seinem hochwürdigen Freund Joseph Schropper die erschütternden Ereignisse des Tages zu besprechen: den Bankrott der Spitzeder und Seraphinens Tod in den Wellen der Isar. Wo der Freund heute wohl stecken mochte?

Rätselhaftes Verhalten.

Sollte alle Moral nur Notlüge sein?

Der Philosoph hätte gern den schönen Moralitätsfall an dem frischen Eindrucke studiert, den die tragischen Thatsachen auf den Priester machen mußten. Schade, daß ihm die Unauffindbarkeit Schroppers die Gelegenheit dazu verdarb und Gurlinger selbst die geplante Gebirgsreise nicht länger hinausschieben konnte.

Ein Traum.

Von Karl v. d. Ems.*)

Ein Traum! Ein wunderbarer süßer Traum!
In Deine blauen Augen sah ich schweigend,
Dann mich zu Deinem Munde niederneigend,
Wagt' ich den Kuß — es war gar still im Raum.

Ich zog den feinen, elfenschlanken Leib
An meine Brust und hielt ihn fest umschlungen;
Was da in mir gestürmt, getobt, gerungen:
Ob Du es ahntest, heißgeliebtes Weib?

Wohl möglich! Denn die allzukühne Hand
Hast Du mit mildem Vorwurf fortgeschoben,
Und der Gefühle ungezügelt Toben,
Es traf auf ruhig keuschen Widerstand.

Der Brand loht fort! Wie wird das Ende sein?
Werd' ich, was ich so heiß ersehnt, auch finden?
Noch weiß ich's nicht; die Zukunft muß es künden,
Ob je Dein Mund mir sagt: „Ganz bin ich Dein!"

*) Erste Probe aus der Sammlung „Im Banne der Venus".

Die lyrische Dichtung in der Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart.

Von Johannes Hackert.

(Fortsetzung).

Erstes Kapitel.

Gedichtet wurde in der Schweiz von jeher viel. Dietmar von Aist — um nicht bis auf Ekkehard zurückzugreifen — Sänger des zarten Minneliedes: „Ez stuont ein frouwe alleine" ist ein Thurgauer, desgleichen Ulrich von Zazikhoven. Die bedeutendste Handschrift mittelhochdeutscher Lieder, der Manessische Kodex, entstand in Zürich. Unter den bei A. von der Hagen aufgezeichneten Minnesingern finden wir eine große Anzahl Schweizer: die Grafen Rudolph von Neuenburg, Kraft von Toggenburg, Markgraf von Hohenburg u. s. w. (Schweizer sind die in erwähntem Werke unter folgenden Nummern angegebenen: 19, 20, 22, 23, 27, 28, 29, 30, 32, 39, 44, 48, 62, 63, 64, 69, 80, 84, 88, 89, 100, 101, 121 u. s. w.) Wiewohl diese geharnischten Herren in Gegenden hausten, die damals kaum als zur Schweiz gehörig betrachtet werden konnten — wie denn überhaupt von der Schweiz, so wie wir sie heute kennen, noch keine Rede war — so bewohnen ihre Nachkommen doch jetzt noch dieselben Gauen und es lebt in ihnen die Lust am Schaffen und am Singen fort. Im Laufe des Mittelalters zeichnet sich Boners Edelstein durch Lebendigkeit und Schlichtheit aus. Ihm schließen sich die Satyren Hemmerlins an, sowie die zahlreichen Schriften des als Maler, Staatsmann, Dichter und Krieger gleich bekannten Berners Manuel; fügen wir noch Gengenbach hinzu, dessen Werke von der vorreformatorischen Grobianslitteratur vorteilhaft abstechen, nichts destoweniger aber ungeschliffen sind, wie alles was aus dieser trostlosen Periode stammt, so haben wir bis zu Haller und der Bodmer-Breitingerschen Epoche alle namhaften schweizerischen Poeten aufgeführt. Haller selbst — seine Zeitgenossen nannten ihn den Großen — ist bedeutender durch den kräftigen Impuls, den er durch sein eifrig nachgeahmtes Beispiel gab, als durch eigene Dichtungen. Erst mit Usteri und Salis treten wir in eine Zeit wahrhaft lyrischer Poesie ein, freilich auch jetzt noch nicht ganz gesäubert von jener mit Recht getadelten „Familienpimpelei schweizerischen Philistertums."

Salis, soweit wir den Menschen bei Seite lassen und ihn nach seinen Dichtungen beurteilen können, hat durchaus nichts vom schweizerischen Naturell an sich. Denn das Prahlen mit den Schneebergen, mit der Freiheit und dem Heimweh thut's noch lange nicht. Salis schlägt mit seinen Gedichten ganz in die Matthison'sche Manier ein. Viel Gefühl, mehr Sentimentalität. Wenn wir die Zeit in Betracht ziehen, in welcher der Dichter lebte, so begreifen wir seine Sehnsüchteleien. Wir können sie entschuldigen, vielleicht auch verstehen, nicht aber bewundern. Diese oft haarsträubend übertriebene Empfindung kann den Mangel an Phantasie nie ganz verdecken, und das süßliche Schwärmen, das Unklare dieser Gefühlspoesie macht einen peinlichen Eindruck, zumal auf Leser, die an gesunde Hausmannskost gewöhnt, für litterarische Feinschmeckereien unempfindlich sind. Salis vielgerühmte Landschaftsbilder sind oft bloße Aufzählungen: gewissenhaft reiht der Dichter einen Gegenstand an den andern, schließlich kommt ein Totengräbergedanke und das Ding ist fertig.

Ganz anders Usteri. Lebensfrisch und gesund ist er da, wo er unmittelbaren Eindrücken folgend, den lobenswerten Entschluß beherzigt „zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen." In dieser Hinsicht sind „der Frühlingsbote" und „der Maler" ganz allerliebste Erzählungen, beide in Hans Sachs'scher Manier mit gemütlicher, anheimelnder Breite vorgetragen.

Leider vergißt der brave Usteri seinen guten Vorsatz sehr bald; in manchen Sachen ist er nicht nur unwahr, sondern — was schlimmer ist — unerträglich seicht. Dieser Plattheit begegnen wir in seinen vorwiegend bänkelsängerhaft gehaltenen Balladen. Von Poesie ist hier wahrhaftig keine Rede mehr. Da lese man „das Bergmännlein". Die Geschichte dreht sich um ein „Käslein", das in den Händen einer tugendhaften Schönen zu Gold wird. Rührend!

Auch an historische Gegenstände hat sich Usteri gewagt. Das Anekdotische wiegt hier, wie in den gleichartigen Dichtungen der schwäbischen Schule vor. Mit „Struth von Winkelried" riskiert er sich auf ein gefährliches Gebiet; Schiller hat denselben Stoff im Kampfe mit dem Drachen behandelt. Ein Vergleich drängt sich hier unwillkürlich auf. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß er nicht zu Schillers Nachteil ausfällt.

Verdienst hat sich Usteri um Verbreitung der Dialektdichtungen erworben. Nur ist es um diese Dialektdichtungen eine mißliche Sache. Was sich auf gut hochdeutsch sagen läßt, nimmt sich im Dialekt oft recht sonderbar aus. Der Taucher oder gar die Braut von Korinth in Schwyzerdütsch mögen ein wunderliches Gesicht machen. Die Anwendung der Mundarten bei andern als volkstümlichen Dichtungen ist unzulässig. Wenn daher Usteri sein Züricher Deutsch ohne Unterschied in seinen Kinderliedern, Idyllen und historischen Erzählungen anwendet, so thut er dies jedenfalls nicht zum Vorteil der letzteren. Andere Dichter verstanden es besser als er, die Schönheit des schweizerischen Dialekts zur Geltung zu bringen. Man urteile nach folgenden Proben, die alle noch bei Lebzeiten Usteris entstanden:

Und's Vögeli wirblet
I d' Wülchli höch uf,
I tribe wohl 's gruenige
Bergli duruf.

Durufe, durabe,
Wohl her und wohl hi,
Wohl umen und ane
Ju! triben i!

Sänger dieses Liedchens, das wir nur im Auszuge angeben, ist Mimich. Bedeutender als Mimich ist ein älterer Dichter, Kuhn. In seinen Liedern schlägt er einen recht frischen Ton an:

I han es Schätzeli funde,
Es bröveres gits nit meh,
Doch ist es gar wyt unde,
Ich cha's gar selte g'seh.

Drum stah'n i früh u z' Abe
D' uß uf der spitze Flueh,
G'seh gege mym Lieb abe
U juchze man ihm zue.

Von ihm ist auch „Mys Blüemli"

Ha anem Ort es Blüemli g'seh,
Es Blüemli roth und wyß.
Das Blüemli g'sehn i nimmer meh,
Drum thuet es mir im Herz so weh.
O Blüemli my!
O Blüemli my!
I möcht geng by dir sy.

Kuhn mischt zu viel Sentimentalität in die Liebesklage des armen Schwyzerbueba. Den „schmürzt" es gar „grüseli", daß er sein Blüemli nicht wiedersehen kann. Wenn er an seinen Tod denkt — in seiner Unschuld weiß der arme Junge nicht, daß Liebe Niemand ums Leben bringt — so tröpfelt wohl „es Thränli dry." Schließlich bittet er — die Liebesleute sind doch unverbesserliche Egoisten! — das Blüemli auf sein Grab zu pflanzen.

Wyß, Johann Rudolf, Verfasser des schweizerischen Robinson, macht sich in seinem Liede:

„Herz, mys Herz, warum so trurig"

derselben Sentimentalität schuldig. So klagt kein wahres, tief empfundenes Heimweh, und Wyß, als er sein Gedicht schrieb, fühlte nicht wie jener Schweizer zu Straßburg auf der Schanz!

Die Liebe des Bergbewohners zu seinem Heimatlande und sein Schmerz, von ihm getrennt zu sein, kennt jedermann.

Was ds Schweizer-Heimweh säge wott,
I ha's erduuret nid zum Spott;
I ha kei Freud' meh chönne gwinne.
(G. Straßer.)

Die schweizerischen Dichter schlagen Münze daraus. Schließlich geht es aber doch auch mit dem Heimweh wie mit der Liebe: wer's nicht gefühlt hat, weiß nicht, was es ist und wie's thut. Schon Salis gibt uns Proben dieser Heimwehpoesie. Die „Elegie an mein Vaterland", sowie das bekannte „Lied eines Landmannes in der Fremde" sind ebensowenig wahr empfunden als Kuhns:

Härz, wohi ziet es di?

oder „des Guggisberger Mädchens Heimweh" von Rydogger oder gar Bornhausers „Heerdenreihen", traurige Geschichte eines Schweizers, der im Auslande dient und des lamentabelsten Todes stirbt, als er einen Kuhreihen hört.

An prächtigen Volksliedern ist kein Mangel. Darunter die heitersten Schnaderhüpfeln, zumal in Appenzell:

Mein Schatz ist kein Zucker.
Wie bin ich so froh,
Sonst hätt' ich ihn gessen,
Jetzt han ich ihn no!

oder:

Gohn i wit ufi
So han i wit hä,
Gohn i dör's Gässeli
So stechid mi d'Stä;
Gohn i dör d'Wees
So netzt mi der Tau
Und bleib i deheama,
So krieg i ke Frau.

Mis Herzli is zue,
Es cha's nimmert uftue;
En enziga Bueb
Hed die Schlössel dezue.

Aus Bern:

O wie isch dene Meitschene ihre Treu eso chlei!
Es trueg se ne Fleuge an ihrem Bei,
Es irti se nüt am Fleuge.

O wie isch dene Chnabe ihri Treu eso groß!
Es trueg se kei Esel, es zug se kei Roß,
Kei Fuerme möchti se gefüere.

Unnötig hinzuzufügen, daß wir uns den Sänger dieser Schnaderhüpfeln nicht unter dem Bilde einer ländlichen Sappho vorstellen dürfen.

Zürich:

E Traumbüechli chaufe?
I wüßt nüd wofür;
Denn träumt's mer, lieb Schätzli,
So träumt's mer vo dir.

Es lot sie nid gspasse,
Mit der Liebi, wie d' witt:
Me kennt wohl den Anfang,
Doch's Aend vom Lied nit.

Und aus dem Aargau das mutwillige Lied vom „Freier":

Es chümt en lustige Chüefersgesell,
E hübschi Jungi hätt er gern —
O nei, o nei, du Chübelibinder,
Die Charsumpel gfallt mer minder,
En Andre müeß es sy.

Dann kommen nach einander ein Weber, ein Schneider — natürlich! denn wo fehlte der Schneider, wenns einem einen schlechten Streich zu spielen gilt? — ein Maurer. Die spröde Schöne gibt allen einen Korb und spöttisches Abschiedswort noch obendrein, traurig ziehen „Schifflischießer, Nadlifädler und Pflasterchelle" wieder ab. Schließlich

chumt en lustige Bettelma,
Es hübschi Jungi möcht er ha —
O jegerli ja, du Bettelma,
Du treist mer's Brod im Seckli nah
Ken Andre mueß es sy.

(Fortsetzung folgt).

Kritische Bücherschau.

Max Viktor: Sommer und Winter (2 Bände, Leipzig, Wilh. Friedrich). „Weder Aegypten, noch das alte Rom, ja nicht einmal das moderne Paris oder London bilden den Schauplatz, kein berühmter Name grüßt dich aus diesen Blättern, und wenn du etwa vermeinest, deine historischen oder ethnologischen Kenntnisse aus diesem Buche bereichern zu können, so bist du in arger Täuschung." So der Verfasser selbst. Sicherlich kein wesentlicher Mangel in einem deutschen Roman. Gelungene Zeichnung großstädtischer Typen. Zu einem geschlossenen realistischen Kunstwerk hat die Kraft nicht ausgereicht.

E. Brauns: Die alte Mühle (2 Bände, Leipzig, Wilh. Friedrich). Keine idyllisch-romantisch schillernde Geschichte aus einem „kühlen Grunde, wo ein Mühlenrad geht", von schönen Müllerinen und mehlbestäubten Mühlburschen. Es geht „zeitgemäßer" zu: Emporschwindelung eines Hüttenwerkes, drohende Arbeiterstrike, nichtsnutziges Geschäftsgebahren, Luxus, Defraudation, Krach, Selbstmord! Die Braven bleiben von der „strafenden Hand Gottes" verschont, die Heiratsfähigen freien sich, die Alten leben glücklich bis an ihr Ende. Alltagsgeschichten ohne rhetorischen Knalleffekt, aber auch ohne naturalistische Kraft.

Boy-Ed: Männer der Zeit (3 Bändchen, Leipzig, Edwin Schloemp). Roman aus der Gegenwart. Berlin als Schauplatz. Soziale Licht- und Schattenbilder. Interessante Serie eigenartiger Köpfe. Aurel und André, jugendliche Stürmer, Träger sozialreformatorischer Ideen, kämpfen gegen alle Schranken, die der Entfaltung und Bethätigung des „neuen Geistes" hinderlich scheinen. Aurel fällt, den Titanenkampf kaum begonnen, in einem Duell; André dichtet ein revolutionäres Drama und — legt sich des hl. Ehestands Fesseln an, um nun wahrscheinlich Bücher und Kinder um die Wette in die Welt zu setzen. Mareschalk, Landrat von Profession, laboriert bedenklich an Größenwahn und Fraktionsfanatismus. Bankier tor Straten wirtschaftet Leib, Seele und Geldsack herunter bis zur Impotenz. Medora schwingt sich, nachdem sie das Martyrium einer Choristin mit einem „Kind der Liebe" glücklich absolviert, zu einer gefeierten Tragödin empor u. s. w. Der Erzählung all' dieser Geschichten fehlt es nicht an Spannung und novellistischem Reiz. Der Stil ist reich, virtuos; hie und da wäre rhetorische Rankenwucherung zu beschneiden. Von dieser Art von Erzählung bis zum vollkommen guten, realistischen Roman-Kunstwerk ist indes noch ein weiter Weg. Möchte ihn die hochbegabte und fleißige Dichterin bald mit Glück zurücklegen! Es kann nicht der höchste Ehrgeiz ihres Talentes sein, die landesüblichen Romanzeitungen und Leihbibliotheken mit Lesestoff versorgen zu helfen. Eine Begabung wie die Boy-Ed'sche ist sich die rücksichtsloseste Herausarbeitung eines Kunstwerkes von stärkstem individuellen Gepräge schuldig.

Hermann Lingg: Högni's letzte Heerfahrt. (München, Georg D. W. Callwey). Nordische Szene nach einer Sage der Edda. Das kleine, aber machtvoll gearbeitete Drama imponiert zwar schon beim stillen Lesen, wird aber seine volle Wirkung erst auf der Bühne oder wenigstens im Munde eines genialen Rezitators (wir denken an den unvergleichlichen Richard Tuerschmann!) erreichen. Der Inhalt läßt sich klar und erschöpfend nicht mit ein paar Worten wiedergeben. Alles ist Mark und Kraft einer urwüchsigen Germanen-Natur in leidenschaftlicher Liebe, mannhaftem Haß und göttlichem Schicksalstrotz. Die leuchtende Walkürengestalt, die in den Kampf der Könige tritt, Tochter des einen und Weib des andern, um den blutigen Zwist zu versöhnen, dann der herbe Vater Högni, der nach dem Siege über den Feind den selbst geschichteten Holzstoß besteigt, um sich in Flammen zu begraben und in Walhall Auferstehung zu feiern, endlich der etwas moderner anmutende Hedin sind wahrhaft dramatischen Lebens voll. Nur ein kühner, echter Dichter, wie Hermann Lingg, vermag solche der germanischen Sage entlehnten Stoffe und Probleme in dieser vollendet künstlerischen und realistischen Weise zu meistern.

Verantwortliche Redaktion von Dr. Georg Conrad in München.
Eigentum und Verlag von Conrad & Bettelheim in München. — Druck von H. Kutzner in München.
Im Buchhandel zu beziehen durch Otto Heinrichs Verlag in Leipzig.